P. o.germ.
1816
p-3

P. o. germ. 1816 p-3

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36620201050012

<36620201050012

Bayer. Staatsbibliothek

Kloster Wadstein.

Historischer Roman.

Aus dem Schwedischen

von

C. Eichel.

Dritter Theil.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1849.

P.o. germ. 1816 p-3

Landesamts Bibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Capitel XXII.

Der Mord.

Die Versammlung der Mützenbrüder um Mitternacht war sehr zahlreich besucht. Jeder der Verbündeten sah ein, daß der entscheidende Augenblick nahe war, in welchem sich der Sieg mit Bestimmtheit für die deutsche oder für die schwedische Parthei entscheiden mußte. Bernhard selbst bestand auf schnellen Maaßregeln und schlug vor, daß man die Bürgermeister und Rathsherren sogleich zu einer nächtlichen Zusammenkunft auf das Rathhaus berufen möchte, um durch eine öffentliche Anklage vor denselben den Verhaftungen, welche gleichzeitig in der ganzen Stadt vorgenommen werden sollten, den Anschein von Gesetzlichkeit zu geben. Während dieser Zeit sollten die Mützenbrüder bewaffnet auf

dem Schlosse bleiben, um bei dem Volk kein Mißtrauen zu erregen; nur so viele von ihnen sollten sich durch die Straßen vertheilen, als nöthig sein würden, die zu den Verhaftungen ausgeschickten Haufen der Knechte zu führen.

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Versammlung löſ'te sich auf; ehe sich aber Bernhard vom Käpplingeholm entfernte, nahm er Henning von der Dolles auf die Seite und flüsterte ihm ins Ohr: — „Suche Dir zwei Deiner besten Leute aus und befiehl ihnen, den ersten Mönch festzunehmen, den sie auf der Straße oder in den Häusern finden. Dann laß ihn hierher auf diesen Holm bringen und warten, bis er weiter von uns hören wird!" —

Henning war Soldat in der vollen Bedeutung des Wortes; er dachte nie an eine Gefahr und gehorchte stets den Befehlen seiner Obern. Nie überlegte er, ob eine ihm aufgetragne Handlung recht oder unrecht sei; er glaubte, die Verantwortung dafür müsse den treffen, der höher stünde, als er, nicht aber ihn, der blos blind gehorchte. Oft hörte man ihn sagen, das Loos des Soldaten sei das glücklichste auf Erden, denn man brauche nur zu

gehorchen und könne im Uebrigen völlig gedankenlos durch das Leben wandern." —

Dieser Mann gab jetzt durch eine Beugung des Hauptes zu erkennen, daß der Befehl Bernhards ausgeführt werden solle.

Vom Käpplingeholm eilte Bernhard mit Alf Grenerot, Albrecht Westphahl, Hans Grönolde und mehreren andern Deutschen zu der Versammlung auf's Rathhaus und sandte von da sofort Boten an den Bürgermeister Brun und die übrigen schwedischen Bürgermeister und Rathsherren mit dem Bedeuten, daß sie sich ohne Zögern auf dem Rathhause einfinden möchten, um einen für die Stadt höchst wichtigen Gegenstand zu besprechen, der keinen Aufschub bis zum folgenden Tage duldete.

Mehrere von den schwedischen Rathsherren waren unschlüssig, ob sie diesem Ruf mitten in der Nacht und wenige Stunden nach einer vollen Rathsversammlung gehorchen sollten; aber die Boten betheuerten, daß die Rettung der Stadt von der Eile abhinge, mit der sie diesem Ruf gehorchen würden.

Auch Brun hegte Argwohn über den Zweck dieser nächtlichen Zusammenkunft. Da er aber ge=

wohnt war, nie auf seinem Platze zu fehlen, wenn Amtsgeschäfte seine Gegenwart forderten, so wollte er sich auch dießmal nicht vermissen lassen. Er begab sich demnach auf das Rathhaus.

Allein fast wäre der ganze hinterlistige Anschlag vor der Zeit entdeckt worden.

Bernhard hatte seinen Anhängern unter den Mützenbrüdern streng verboten, das Schloß zu verlassen oder ihren Soldaten den Ausgang aus dem Schloß zu gestatten, bevor sie von ihm Botschaft erhalten hätten. Ungeachtet dieser klugen Vorsichtsmaaßregel marschirte jedoch schon zeitig ein bewaffneter Soldatenhaufen aus dem Schlosse und stellte sich auf dem großen Markt vor dem Laden Jöns Bagarn's, dicht am Eingang des Rathhauses auf. Als Grund dieser Eile wurde später angegeben, daß ein Rathsdiener, der zufällig während der Nacht im Freien gewesen und am Schloßthor vorüber gegangen war, von mehreren daran stehenden Mützenbrüdern unvorsichtige Aeußerungen gehört habe. Dadurch sei die Besorgniß entstanden, daß die ganze Verschwörung entdeckt sei und das Leben der deutschen Rathsherren in Gefahr kommen könne,

wenn nicht bewaffnete Mannschaft zu ihrer Vertheidigung bereit stehe.

Der Rathsdiener hegte in der That Verdacht, daß nicht Alles sei, wie es sein sollte, und wurde in diesem Verdacht noch mehr bestärkt, als er sah, daß sich Soldaten auf dem Markt aufstellten. Erschrocken eilte er ins Rathhaus und rief mit lauter Stimme den Schweden zu: — „Nehmt Euch in Acht, Ihr Herren, vor Verrätherei und Mord! Auf dem Markt steht ein Haufen bewaffneter Knechte. Gott im Himmel mag wissen, ob sie nicht etwas Böses gegen Euch beabsichtigen!“ —

— „Du weißt nicht, was Du sprichst, alter Mann!“ — rief Alf. — „Was können uns denn die Knechte hier auf dem Rathhause thun wollen?“

Die Wahrheit der Behauptung noch bezweifelnd, stand er von seinem Sitz auf und trat ans Fenster, um die Sache selbst zu untersuchen. Da er sah, daß sich selbige wirklich so verhielt, wie der Diener gesagt hatte, so wandte er sich an Bernhard und bat diesen als Schloßhauptmann, den Soldaten Befehl zu geben, sich vom Markt zu entfernen und ins Schloß zurückzukehren. Auf seine Bitte

erließ Bernhard diesen Befehl, der auch augenblicklich befolgt wurde.

Während dieser Zeit langten noch mehrere schwedische Bürgermeister und Rathsherren an. Bald waren Alle vollzählich und die Versammlung konnte eröffnet werden. Nun schickte Bernhard insgeheim einen Boten mit dem Befehl auf das Schloß, daß die Soldaten sich jetzt einfinden und die Mützenbrüder sobald als möglich den Markt und die angrenzenden Straßen besetzen möchten. Ein Haufen bewaffneter Deutscher, der in das Geheimniß eingeweiht war und sich in der Gesellschaftsstube St. Gertruds versammelt hatte, erhielt ebenfalls Nachricht, daß sie sich nun eiligst vor dem Rathhause aufstellen möchten.

Alle diese Hülfstruppen, zusammen wohl gegen eilfhundert Mann, säumten nicht, diesem längst ersehnten Befehl zu gehorchen. Sie stellten sich auf dem Markt auf, soweit es der Raum gestattete, und füllten auch alle auf den Markt führenden Straßen, so daß Niemand weiter ins Rathhaus gelangen konnte, dessen Thüren auf Alf Grenerots Befehl von innen verschlossen worden wa=

ren, angeblich zur Beruhigung der im Anfang unruhig gewordenen deutschen Rathsherren.

Um Zeit zu gewinnen, begann Alf eine lange und weitläuftige Rede über die vielen Gerüchte, welche in Bezug auf den König in Umlauf wären, über die Stellung des feindlichen Heeres vor der Stadt und über die verrätherischen Vorschläge, welche gemacht worden wären, um die Stadt ohne Vertheidigung in die Hände des Feindes zu spielen. Von hier aus ging der Sprecher auf eine Schilderung der Anschläge über, die insgeheim von den angesehensten Bewohnern Stockholms gemacht worden seien und nichts Geringeres zum Zweck gehabt hätten, als dem König Albrecht die Krone vom Haupt zu nehmen.

So weit war er in seiner Rede gekommen, als an der Rathhausthür großer Lärm entstand und die erschrocknen Diener mit der überraschenden Nachricht in den Saal stürzten, daß Lydika Rytz ein Anführer der deutschen Soldaten, die Thür gewaltsam geöffnet hatte und in das Rathhaus eingedrungen sei.

Kaum war dieß gesagt, als Lydika Rytz in der Thür des Rathhaussaales erschien und hinter

ihm eine Schaar von Mützenbrüdern und Soldaten, welche sämmtlich geharnischt waren und gezogne Schwerter in den Händen hielten.

Als Brun sie gewahrte, ergriff er seinen Nachbar Albrecht Karlsson beim Arm und rief: — „Das gilt uns und unsern Freunden!" —

Aber Albrecht Karlsson stand auf und sprach: — „Zwar ist uns schon längst gesagt worden, daß wir für die Gutmüthigkeit, mit der wir unterlassen haben, jeden Deutschen aus der Stadt zu treiben, früher oder später mit dem Leben büßen sollen; allein wir haben nicht daran glauben wollen, denn wir meinten es mit Allen gut und wollten Andern nicht schlechte Absichten unterschieben, weil wir uns selbst nichts vorzuwerfen hatten. Nun sehen wir aber, daß es Wahrheit ist, was man uns vorausgesagt hat" — — —

Alf stellte sich, als hörte er diese Bemerkung nicht, sondern rief dem Schreiber, Jöns Djekne, zu, er solle die Liste derjenigen vorlesen, welche des Hochverraths gegen König und Vaterland angeklagt wären.

Jöns that, wie ihm befohlen war.

Die Liste, welche er vorbrachte, war dieselbe, welche schon früher dem König Albrecht vorgelegt, von diesem aber verworfen worden war. Sie enthielt eine Menge Namen von Schweden, die zum größten Theil schon seit mehreren Jahren todt waren; allein diese waren von Bernhard und Alf bei ihrer letzten Revidirung der Liste absichtlich, und zwar deshalb nicht ausgestrichen worden, damit man sich unter dem Anschein von Gesetz und Recht des Eigenthums der Angeklagten bemächtigen könnte, wenn auch ihre Körper der Bestrafung längst entzogen waren. Die noch Lebenden beliefen sich gleichwohl auf etliche sechzig Personen, welche sämmtlich den vornehmsten Familien der Stadt angehörten.

Viele dieser Opfer, welche mit Entsetzen ihre Namen vorlesen hörten und ihr bevorstehendes Schicksal ahnten, betheuerten ihre Unschuld in den demüthigsten Ausdrücken. Andere dagegen beriefen sich auf den Schutz der Gesetze.

Alf beantwortere alle diese Bemerkungen mit dem kurzen Ausruf: — „Es wird sich sehr bald zeigen, wer gut und unschuldig ist.“ —

Nun erfolgte ein heftiger Wortwechsel zwischen den Angeklagten und ihren Anklägern, während dessen Alf die Gelegenheit wahrnahm, so viele Mützenbrüder in den Saal zu rufen, wie darin Platz hatten. Als diese in alle Theile des Saales gedrungen waren, erhob Alf seine Stimme abermals und verkündete, daß in Betracht der großen Verbrechen, deren die eben vorgelesenen Personen angeschuldigt wären, die Sicherheit der Stadt erfordere, ernste Maaßregeln zu ergreifen, daher er im Namen des Stadtmagistrats jeden rechtlichen Bürger auffordere, die angeklagten schwedischen Herren zu ergreifen und zu fesseln, wo sie gefunden würden, in ihren Häusern, auf offner Straße oder in befriedeten Kirchen.

Auf einen Wink Bernhards wurden die im Saale anwesenden Schweden von den wohlbewaffneten Mützenbrüdern ergriffen. Wo sich Widerstand zeigte, wurden Hiebe und Stöße vertheilt. Die eingedrungene Masse der Mützenbrüder machte das Gedränge im Saale so entsetzlich, daß man nur mit Mühe die Arme bewegen konnte, so daß mehrere Personen nicht im Stande waren, ihre Hände zur Vertheidigung empor zu heben, weil

sie durch die dicht an einander geschlossenen Körper der Umstehenden gerade wie festgebunden waren. Einigen gelang es ihre Hände in soweit frei zu machen, daß sie gegen die Angreifer mit gleichen Kräften kämpfen konnten; allein dann war jedes Mal ein dienstwilliger Mützenbruder in der Nähe, der dem Kampf bald ein Ende machen half. Andere hatten Bänke ergriffen, um sich damit zu wehren; allein sie kamen nicht dazu, dieselben vom Boden zu erheben, denn die Menge der Gegner kam ihnen auf den Leib und trat sie fast unter die Füße auf den Boden. Ein schwedischer Rathsherr hatte im Schrecken das Fenster geöffnet, um auf diese Weise seinen Verfolgern zu entkommen; allein letztere entdeckten ihn zur rechten Zeit, hielten ihn fest und zogen ihn wieder in den Saal zurück. Dabei spießte er sich zufällig auf ein Schwert, welches in der Luft geschwungen wurde. Waffengeklirr, Kampfgeschrei und Gewinsel der Verwundeten, dieß Alles zusammen bildete eine entsetzliche Musik für die Unglücklichen, welche in dieser Nacht Opfer der niedrigsten Anschläge wurden.

In der ersten Verwirrung war es Brun gelungen, das Schwert eines Soldaten zu ergreifen,

der im Gedränge gefallen war. Mit dieser Waffe vertheidigte er sich wie ein Wahnsinniger und hielt seine Feinde lange in gebührender Entfernung; als aber sein Arm endlich von einem kräftigen Seitenhieb getroffen wurde, übermannte ihn die Menge und schleppte ihn gebunden aus dem Saal.

Nachdem der Kampf etwa dreißig Minuten gedauert hatte, leerte sich der Rathhaussaal wieder. Alle Opfer waren gefesselt in die Gefängnisse des Schlosses gebracht worden; wenige nur mit unverletzten Gliedern, die meisten verwundet, zwei davon sterbend.

Allein nicht blos im Rathhause trieben die Deutschen ihr nichtswürdiges Gebahren gegen die friedlichen Einwohner der Stadt. Ueberall wurden Gewaltthätigkeiten der schändlichsten Art begangen. Mitten im Dunkel der Nacht wurden Privatwohnungen erbrochen, Männer aus den Armen ihrer Frauen und Kinder gerissen, um in die Schloßgefängnisse geworfen zu werden, Eigenthum geplündert, die Unschuld geschändet, ältere Frauenzimmer gemißhandelt. In wenigen Stunden verbreitete sich allgemeines Entsetzen durch die ganze Stadt. Nichts war den verwilderten Geschöpfen länger hei=

lig, die zügellos sogar in die Kirchen stürzten, in welchen ihre Opfer vergebens Rettung suchten. Aus den Häusern vernahm man Jammergeschrei und Seufzer der Frauen und Kinder, welche ihre Stützen verloren hatten. Es gab nur wenige Familien, die nicht aus ihrer Mitte eines dieser Opfer hatten hergeben müssen; und die wenigen, welche bisher verschont geblieben waren, erwarteten in jedem Augenblick, daß sie ebenfalls genöthigt werden würden, ihren Repräsentanten zu dem bevorstehenden blutigen Fest zu liefern. Es war in der That eine Nacht des Kummers und der Betrübniß!

Die Gefängnisse im Schlosse, welche am gewöhnlichsten benutzt wurden, waren im Unterstock der beiden, nach der See zu gelegneu Seiten d. h. gegen Norden und Osten, befindlich. Diese Gefängnisse waren eng und düster, häßliche mit kleinen Luftlöchern versehene Nester, in welche bei der Fluth nicht selten das Wasser drang und in denen die Feuchtigkeit so stark war, daß die Gefangnen nie ein trocknes Kleidungsstück am Leibe haben konnten.

In diese Löcher wurden so viele Gefangne gesteckt, als darin Platz hatten; die Uebrigen brachte man in den Thurm zu den drei Kronen, der ebenfalls innerhalb der Burg lag und in welchem sich einige Gefängnisse von besserer Art befanden. Sie hatten mehr Raum, mehr Licht, frischere Luft und trugen im Allgemeinen das Gepräge eines Gewahrsams für vornehmere Gefangne, obgleich sich das ganze Meublement darin auf einige Schütten Stroh beschränkte, die den Gefangnen als Betten und zugleich als Stühle dienten.

Brun war mit Albrecht Karlsson und zwei andern Schweden, Namens Greges Rhöda und Jöns Kabbomagh, in eines dieser sogenannten besseren Behältnisse gebracht worden. Sie trugen schwere Ketten an Händen und Füßen und waren alle mehr oder weniger verwundet. An der Thür standen zwei Soldaten, welche gezogne Schwerter und brennende Fackeln in den Händen trugen.

Lange war Brun mit abgemessenen Schritten unter dem tiefsten Schweigen, das nur durch die Seufzer der Gefangnen unterbrochen wurde, in diesem Gefängniß auf und nieder gegangen, als er plötzlich vor Karlsson stehen blieb und zu ihm

sagte: — „Hast Du Dein Haus bestellt, mein Freund, denn mir ahnt nichts Gutes von den Ereignissen dieser Nacht?“ —

Der Angeredete erhob langsam sein Haupt und betrachtete Brun mit einem Blick, welcher den tiefsten Schmerz ausdrückte; allein über seine Lippen ging kein Wort der Erwiederung.

— „Glaubst Du wirklich, daß man wagen wird, uns etwas Uebles zu thun?“ — fragte Greges Rhöda den rastlos auf und abgehenden Bürgermeister.

— „Von „wagen“ ist hier nicht die Rede!“ — entgegnete Brun. — „Man wagt nichts, wenn man die Macht in den Händen hat und der Einzige ist, welcher befiehlt.“ —

— „Die Furcht, daß das Volk in der Stadt sich erhebt, wird vielleicht unsere Häupter befreien“ — wandte Greges ein, der nicht alle Hoffnung aufgeben wollte.

— „Schmeichle Dir nicht mit solchen trügerischen Hoffnungen; unsere Minuten sind wahrhaftig gezählt!“ — versetzte Brun wehmüthig und fiel dann in sein Schweigen zurück, das erst unter-

brochen wurde, als Bernhard und Alf in das Gefängniß traten.

In Alfs Gesicht lag ein bitteres Hohnlachen, als er die Augen auf die Gefangnen richtete. Und fast mit Lachen redete er sie folgendermaßen an: — „Ihr kennt die Anklage, wegen der Ihr jetzt im Namen des Gesetzes verhaftet worden seid. Eine Menge Beweise sind schon gegen Euch gesammelt. Alles spricht für Euer Verbrechen. Als Richter muß ich all' die Strenge üben, die mir mein Beruf auferlegt; aber ich bin auch Mensch und Euer früherer Kollege. Noch will ich Euch vom Scheiterhaufen, der Strafe der Verräther, retten, wenn Ihr gutwillig diese Schrift unterzeichnet.“ —

— „Was enthält die Schrift?“ — fragte Brun mit Würde und Ruhe.

— „Blos das Bekenntniß Eures Verbrechens“ — erwiederte Alf in gleichgültigem Ton.

— „Ich habe nichts verbrochen; wie kann ich also ein solches Bekenntniß unterschreiben?“ —

— „Bedenke Dich wohl, bevor Du mein Verlangen zurückweisest. Ausflüchte können Dich nicht länger retten, denn Du bist des Hochverraths

gegen Deinen König und Herrn bereits überwiesen!" —

— „Ueberwiesen?" — rief Brun verwundert.

— „Ja, durch Deine eignen Mitschuldigen, die, das Vergebliche ihres ferneren Läugnens einsehend, Eure Pläne zum Sturz des Königs entdeckt haben, um ihre eigne Strafe zu mildern. Gestehst Du die Wahrheit dieser Anklage zu?" —

— „Nein! — rief Brun mit fester Stimme.

Alf biß sich vor Verdruß in die Lippen.

— „Du willst also diese Schrift nicht unterzeichnen? — fragte er.

Brun wiederholte seine frühere Antwort.

— „Schreib, sage ich!" — rief Alf, indem er ihm die Schrift nochmals hinreichte.

Brun stieß das Papier verächtlich von sich.

Wie von einer Natter gestochen zog Alf hastig die Hand zurück, während ein dumpfer pfeifender Laut über seine blauweißen Lippen drang. Drauf wandte er sich an die übrigen Gefangenen und legte Jedem derselben die Frage vor.

— „Du willst auch nicht unterschreiben?" —

— „Nein." —

— „Und Du auch nicht?“ —

— „Nein.“ —

— „Aber Du unterschreibst wohl dieses Bekenntniß, um Dich vor dem Flammentode zu retten?“ —

— „Nein!“ — war die bestimmte Antwort, die aus Aller Munde kam.

— „Ha!“ — rief Alf und fuhr bei dieser unerwarteten Uebereinstimmung zurück.

Bernhard war ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen. Jetzt aber glaubte er die Zeit des Handelns sei an ihn gekommen.

— „Was Ihr nicht freiwillig zu können glaubt“ — sprach er — „wird Euch vielleicht die Kunst lehren. Ich kenne ein Mittel, das sehr wohlthätig auf solche träge Naturen wirkt, wie die Eurigen sind. Das wollen wir einmal versuchen! — — Franz, hole den kleinen Kitzler hierher und wende ihn ein Weilchen bei unsern guten Freunden an, die durch ihre allzuträge Blutmasse belästigt werden! Du brauchst nicht zu fürchten, daß Du sie gar zu sehr schwächst, denn die Patienten sind stark und vollblütig. Ein kleiner Aderlaß wird ihnen nicht schaden. Hahahaha!“ —

Diese Aufforderung brauchte nicht wiederholt zu werden.

Franz, ein Soldat von starkem Gliederbau, war in einem Augenblick fertig und schleppte ein großes plumpes Instrument ins Gemach. Dieses Instrument bestand aus einem starken Rahmen mit mehreren neben einander gefügten eichenen Sägen, deren Zähne ungemein spitzig waren, und wurde folgendermaßen benutzt. Das Opfer wurde entkleidet und auf den Fußboden gelegt; Hände und Füße zog man mittelst starker Taue so weit auseinander, wie es nur immer anging, ohne die Glieder zu zerreißen; dann stellten sich auf jede Seite des Unglücklichen zwei Männer und zersägten mit ihrem schweren Instrument den Körper des beklagenswerthen Opfers auf die jämmerlichste Weise. Die Schmerzen bei dieser grausamen Operation waren so unerträglich, daß die Gemarterten beim dritten oder vierten Zug mit dieser Säge gewöhnlich die Besinnung verloren und nicht selten vom Tod überrascht wurden, ehe es die Henker ahnten. Darum galt es auch für einen Vorzug, die Säge so richten zu können, daß sie, ohne ihre Wirkung zu ver-

fehlen, nicht gleich so tief in den Körper drang, um die Eingeweide oder die Rippen zu zerreißen.

Franz mußte ein großes Talent für diese schöne Kunst besitzen, denn die Uebrigen, welche ihm als Handlanger dienten, zeigten große Achtung gegen die Befehle, die er ertheilte. Und in der That handhabte er die Säge mit einer ganz ungewöhnlichen Fertigkeit; kein Zimmermann konnte mit sichererer Hand Breter zersägen, als er Menschenfleisch zerfetzte. Man behauptet, daß er während der Arbeit sich und die übrigen Henker durch ein Lied aufzumuntern pflegte, dessen Refrain lautete:

„Ritsch, Ratsch, Ruth,
Das geht gut!“ —

Uebrigens war er eine Riesennatur mit breiten Achseln und großen Händen, sein Gesicht war großentheils mit krausem schwarzen Haar bedeckt und seine Augen lagen tief im Kopfe.

Dieser Mensch ergriff seine Opfer mit Begierde. In wenigen Augenblicken waren sie entkleidet und auf dem Fußboden ausgespannt. Kunstmäßig nahm er die Säge zur Hand, gab ihr einen heftigen Ruck und stimmte fröhlich seine Weise an:

„Ritsch, Ratsch, Ruth,
Das geht gut!“ —

Ein durchdringender Schrei mischte sich in diese Musik; allein nichts störte den musikalischen Henker, er sang und sägte unverdrossen fort.

Doch wir wollen uns bei diesen schauderhaften Marterscenen nicht länger aufhalten. Genug; die unglücklichen Gefangenen wurden gemartert, bis sie das Bewußtsein verloren; ihre Peinigung wurde fortgesetzt, sobald ihre Besinnung zurückkehrte; und man hörte nicht eher damit auf, als bis ihre Kräfte gänzlich erschöpft waren. Bis zum letzten Augenblick suchte man sie zu bestimmen, sich des Verbrechens schuldig zu bekennen, das man ihnen andichtete; allein ohne Erfolg. Trotz der unerträglichsten körperlichen Schmerzen verblieben sie Alle dabei, ihre Unschuld zu betheuern.

Bernhard sah, daß mit ihnen nichts zu machen war, und äußerte gegen Alf: — „Wir wollen die anderen Gefangenen einmal besuchen! Vielleicht sind diese mittheilsamer.“ —

Das Marterinstrument wurde in ein anderes Behältniß gebracht und die übrigen Unglücklichen wurden auf eine eben so barbarische Weise zersägt,

allein — zur Ehre dieser unschuldigen Männer sei es gesagt — Keiner von ihnen ließ sich durch die Schmerzen verführen, sich schuldig zu bekennen. Sie litten, aber sie betheuerten ihre Unschuld.

So verging ein großer Theil der Nacht, ohne daß die Anstifter aller dieser Grausamkeiten einen einzigen Namen unter ihre Anklageschrift erhielten. Bernhard war außer sich vor Verdruß über diesen verunglückten Versuch und würde die Marter gern fortgesetzt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß die Gefangenen während derselben sterben würden, was keineswegs in seiner Absicht lag, denn er erwartete ein weit größeres Vergnügen von dem Auto — da — fe, das er ihnen bereiten wollte. Er befahl also den Henkern aufzuhören, uad ließ die Gefangnen so lange in Ruhe, als nöthig war, um ihre erschöpften Kräfte sich wieder erholen zu lassen.

Während dieser Zeit war es Henning von der Dolles gelungen, einen Mönch zu ergreifen, der später den ausersehenen Opfern ihre Beichte abnehmen sollte. Die Deutschen hatten durch viele Gewaltthätigkeiten, welche sie gegen Personen aller Stände verübten, sich einen so allgemeinen Haß zu-

gezogen, daß sie nicht darauf rechnen konnten, einen Mönch zu finden, der gutwillig das Amt eines Beichtvaters bei der bevorstehenden Hinrichtung übernehmen würde. Es war auch hier nöthig, Gewalt zu brauchen; und das war der Auftrag, den Henning erhalten hatte. In Begleitung mehrerer zuverlässiger Soldaten verließ er das Rathhaus, sobald der Kampf daselbst entschieden war, in der Absicht, sich in das Graumönchskloster, das auf dem jetzigen Ritterholm oder dem damals sogenannten Graumönchsholm lag, zu begeben und aus selbigem einen der Mönche in Gutem oder in Bösem herauszulocken. Allein dieser Plan wurde durch ein unerwartetes Zusammentreffen in der Nähe des Rathhauses selbst sehr schnell vereitelt.

Sten hatte nämlich diese Nacht zur Ausführung von Elisifs Flucht bestimmt. Unkundig dessen, was auf dem Rathhause vorging, verließ er um Mitternacht seine Wohnung, um an der Mauer der Kirche St. Nicolai mit Olof zusammen zu treffen, der ihm versprochen hatte, eine Leiter zum Uebersteigen der Gartenmauer mitzubringen. Alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Erleichterung der Flucht waren getroffen und sogar die Wachen am

südlichen Thor der Stadt bestochen, so daß den Fliehenden kein Hinderniß im Wege stand.

Das dumpfe Geräusch auf dem Rathhause und das geheimnißvolle Herumschleichen des deutschen Kriegsvolkes auf den Straßen erregte zwar Sten's Aufmerksamkeit, allein er war viel zu sehr mit sich selbst und seinem wichtigen Vorhaben beschäftigt und argwöhnte nichts von dem, was wirklich vorging. Uebrigens war er sehr zufrieden mit dieser allgemeinen Aufregung in der Stadt, die er seinem Unternehmen mehr günstig als nachtheilig glaubte.

Schon vor der zur Zusammenkunft bestimmten Zeit war Sten an der Kirche St. Nikolai. Unruhig und gedankenvoll ging er in der Umgegend herum, um zu sehen, ob er etwas bemerken könne, was mit dem Ausgang seines gefährlichen Werkes in Verbindung stände.

Bei diesem Umherwandern stieß er unglücklicher Weise auf Henning, der auf dem Weg zum Kloster begriffen war und an Stens Gewand mit Vergnügen sah, daß er hier den Mann gefunden hatte, den er suchte.

— „Du kommst, als wenn Du zu mir geschickt wärest, heiliger Mann Gottes!“ — sprach Henning, indem er sich Sten in den Weg stellte. — „Ich habe eine geistliche Verrichtung für Dich, die keinen Aufschub leidet und“ — — —

— „Meine Zeit ist bereits in Anspruch genommen“ — unterbrach ihn Sten. — „Warte bis morgen, Bruder, dann will ich mit Freude jede geistliche Verrichtung übernehmen, die Du mir anvertrauen willst.“ —

— „Morgen ist es zu spät. Jetzt oder nie! Komm und folge mir augenblicklich!“ —

— „Ich sage Dir, Bruder, daß ich Dir in dieser Nacht nicht folgen kann.“ —

— „Du kannst nicht? — Du mußt!“ —

— „Ha! Was ist das?“ — rief Sten und zog sich einige Schritte zurück, indem er gleichzeitig die Hand in den Busen steckte, um einen daselbst verborgenen Dolch zu ziehen. Allein diese Bewegung war von Henning und dessen zwei Begleitern genau beobachtet worden. Im Nu hatte man ihn nicht nur entwaffnet, sondern ihm auch die Hände auf den Rücken gebunden; und in dieser Verfassung führte man ihn ans Ufer, wo ein Boot

seiner wartete, das ihn sehr bald auf den gerade gegenüberliegenden Käpplingeholm brachte.

Dort brauchte Sten nicht länger in Ungewißheit über die Beschaffenheit der Verrichtung zu bleiben, wegen der man ihn mit Gewalt hierher gebracht hatte. Eine Menge Boote, in deren jedem viele Menschen saßen, landeten bald darnach an dem Holm. Aus diesen Booten stiegen zuerst die an ihren Kopfbedeckungen leicht erkennbaren Mützenbrüder ans Land, unter ihnen Bernhard und Alf Grenerot, die in große Mäntel gehüllt waren und mit argwöhnischen Blicken jede Bewegung der gefangenen Schweden bewachten, obschon diese nicht viel Furcht einzuflößen geeignet waren, denn die meisten von ihnen waren durch die Tortur dermaßen körperlich zerrüttet, daß sie ihre Glieder nicht bewegen konnten und deshalb ans Land getragen werden mußten. Jeder von ihnen trug übrigens an Armen und Beinen schwere Fesseln, die hinter ihnen her schleiften und unheimlich rasselten. Blutspuren auf dem Fußboden bezeichneten den Weg, den sie vom Landungsplatze aus genommen hatten, und dumpfes Jammern deutete hinreichend an, was die Armen litten. Die Henker hatten, um die Opfer

recht schnell zum Richtplatz zu bringen, aus Gleichgültigkeit oder Bosheit unterlassen, sie nach überstandener Tortur wieder anzukleiden, so daß viele derselben halbnackend waren und ihre entsetzlichen Wunden offen zur Schau trugen. So gräßlich dieser Anblick auch war, so flößte er doch den Mützenbrüdern kein Mitleid ein; ungeduldig, ihr Werk vollendet zu sehen, beantworteten sie das Jammergeschrei der Gefangnen mit Flüchen und trieben sie mit Fußtritten zum Weitergehen an.

In den blutigen Gestalten, welche vor Sten vorbeizogen, konnte er Niemand erkennen; aber er befürchtete, daß sie sämmtlich Freunde und Landsleute wären. Da er selbst gebunden war, konnte er nichts weiter für sie thun, als heimlich für die baldige Erlösung ihrer Seelen beten. Er mußte jedoch seinen Gefühleu unwillkührlich Worte geliehen haben, denn Bernhard schlug ihn plötzlich auf die Schulter und sagte: — „Du scheinst sehr bekümmert um die Seelen dieser Verräther zu sein. — Das ist aber auch Deine Pflicht als Mönch und dafür wirst Du gut bezahlt von den schwachen Menschen, welche glauben, daß man nicht sterben und ins Paradies eingehen kann, ohne sich

auf Eure Fürbitten bei dem ewigen Gott zu stützen.“ —

Sten bebte bei dem Klang dieser Stimme.

Er hörte sie zum ersten Mal seit jenem unglücklichen Abend in der Gesellschaftsstube zum heiligen Leichnam, an welchem durch die unvorsichtig eingegangene Wette das Schicksal seines ganzen Lebens entschieden wurde.

— „Benutze nur Deinen ganzen Einfluß dort oben“ — fuhr Bernhard fort, indem er gen Himmel zeigte — „um allen diesen elenden Geschöpfen, die in wenigen Minuten sterben müssen, Platz zu verschaffen. Hast Du Lust, ihnen in ihren letzten Stunden Trost zu spenden, so beeile Dich; aber das sage ich Dir, Mönch, bist Du nicht im Stande, ihnen das Geständniß ihrer Verbrechen zu entlocken, so bist Du ein erbärmlicher unnützer Mönch und Deine ganze Lehre ist ein Possenspiel.“ —

Es war augenscheinlich, daß Bernhard Sten nicht erkannte, und der letztere fand seinerseits noch weniger Grund, sich zu erkennen zu geben. Ohne diese höhnischen Worte zu beantworten, ging er zu den Gefangnen, welche sämmtlich in das einsame Haus gebracht worden waren, das die Mützen-

brüder bisher zu ihren nächtlichen Zusammenkünften benutzt hatten.

Hier begegnete seinen Augen ein trauriger Anblick. Unter allen diesen früher so kraftvollen und rüstigen Männern waren kaum noch zehn, welche Das, was um sie her geschah, mit Bewußtsein erfaßten. Mehr todt, als lebendig lagen sie übereinander geworfen in großen Haufen da, nur durch tiefe Seufzer oder krankhafte Todeszuckungen dann und wann Zeichen des Lebens von sich gebend. Keiner von ihnen hatte seine früheren Gesichtszüge behalten, sie waren alle entstellt, verletzt und unheimlich anzusehen. Ueberall, in den Gesichtern, wie auf den Kleidern, zeigten sich Blutspuren, und wohin man den Blick wandte, stieß man auf offne, gräßliche Wunden. Durch die Menge zusammengepreßter Menschen in dem engen Raum entwickelte sich ein heißer Dampf, der sich mit dem Geruch des Blutes vermischte und die Luft dermaßen verpestete, daß man kaum Athem schöpfen konnte. Diese ungesunde und unerträgliche Atmosphäre verschlimmerte sich mit jeder Stunde dadurch, daß die Thür fest verschlossen gehalten wurde und keine frische Luft eindringen ließ.

So sehr auch Sten vor dem, was er sah, zurückschauderte, so mußte er doch seinen Beistand den Unglücklichen widmen, die desselben im höchsten Grade bedürftig waren. Mit dem Trost der Religion näherte er sich Denjenigen, welche noch verstehen konnten, was er ihnen sagte.

Da erhob sich unter dem Haufen von Körpern eine Stimme und rief ihm zu: — „Habe Dank für diesen letzten Freundschaftsdienst!" —

Sten glaubte diese Stimme zu erkennen und sah mit Entsetzen, daß es in der That der Bürgermeister Brun war, welcher sterbend und von dem Marterwerkzeug zerfleischt in einer Ecke des Zimmers lag, still seine letzte Stunde erwartend.

— „Ich sterbe ruhig, denn ich weiß, daß ich unschuldig an dem Verbrechen bin, dessen man mich anklagt" — sprach Brun.

— „Barmherziger Vater im Himmel, Du strafst Deinen redlichen Diener hart!" — rief Sten mit beklemmtem Herzen und thränenden Augen.

— „Sprich nicht so, Bruder!" — wandte der Sterbende ein. — „Der barmherzige Gott straft mich nicht härter, als alle die Unschuldigen, die mit mir in diesem Gemach leiden." —

— „Und sie sind eben so unschuldig, wie Du?“ —

— „Ja. So wahr ein gerechter Gott über uns ist, sind wir Alle vollkommen unschuldig an diesem Hochverrath, den unsere Feinde uns andichten wollen!“ —

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Bernhard steckte seinen Kopf herein und rief dem Mönch zu: — „Wie lange dauert denn Deine ewige Beichte? Beeile Dich, wenn Du nicht Lust hast, gebraten zu werden, der guten Gesellschaft halber.“ —

Der Glanz mehrerer Fackeln, der durch die geöffnete Thür schimmerte, und der Rauch brennender Gegenstände, der mit einem Mal von allen Seiten des Hauses eindrang, ließen Sten ahnen, was bevorstand. Nochmals umarmte er den unglücklichen Freund, dessen Seele soeben ihre irdische Hülle verließ, und stürzte hinaus.

In demselben Augenblick verrammelten die bereitstehenden Henker die Thür des Hauses. Rings um das Gebäude war eine Menge trocknes Holz aufgehäuft worden, das man nun mit Fackeln anzündete. An allen vier Ecken stiegen die Flammen

empor, näherten sich allmählig einander und schlossen endlich das ganze Gebäude in ein einziges großes Feuermeer ein.

Als die Flammen erst an den Ecken des Hauses züngelten, hörte man drinnen einige schwache Klagelaute, allein sie verstummten bald und man vernahm weiter nichts, als das Geprassel des Feuers und die Aufforderungen der Henker an einander, das Feuer zu unterhalten.

In einiger Entfernung vom Feuer bildete die gewaltige Schaar der Mützenbrüder einen Kreis. Gleichgültig sahen sie dem blutigen Schauspiel zu. Als das Feuer ausgebrannt und nur ein Haufen verkohlter menschlicher Gebeine unter grauer Holzasche übrig war, bemerkten sie erst, daß die Morgendämmerung anbrach. Der dunkle, mit Wolken bedeckte Himmel verkündete ein Unwetter und in der Ferne ließ sich das Rollen des Donners hören.

So brach der Tag nach dem Mord an.

* * *

Capitel XXIII.

Der Tag nach dem Mord.

Es war, als ob die Sonne nicht wieder am Himmelsgewölbe emporsteigen und die Stadt beleuchten wollte, in welcher so eben das blutigste Verbrechen begangen worden war. Eine helle Röthe am Horizont verkündete zwar; daß das Licht des Tages im Herannahen war; aber diese Röthe war blos augenblicklich und verschwand fast eben so schnell wieder, als sie gekommen war. Von zwei entgegengesetzten Himmelsgegenden näherten sich einander schwere schwarze Wolken, die an Größe und Dunkelheit immer mehr zunahmen, jemehr sie sich näherten. Ein eigenthümlicher düsterer Schein verbreitete sich über die ganze Natur. Man konnte jeden Gegenstand sehen, und doch war

es nicht hell. Die Vögel, welche um diese Zeit den Morgen mit ihren fröhlichen Gesängen zu begrüßen pflegten, verstummten und verbargen sich fliehend in die dunkelsten Höhlen. Alles war so still und feierlich; man wartete mit Unruhe, was kommen würde.

Bald vernahm man aus der Ferne das Grollen der erbitterten Elemente. Die Erde erbebte, die Luft wurde erstickend, sogar das Wasser wurde durch ein leises Zittern bewegt, wie die Oberfläche desselben sichtbar zeigte. Die Berge in der Nachbarschaft erwiederten die unheimlichen Töne. Es war, als ob der Dämon der Nacht in diesem Stöhnen und Donnern zur ganzen Natur sprechen wollte.

Am Horizont zuckten Blitze und zerschnitten die hoch aufgethürmten Wolken in tausend verschiedenen Richtungen. Der Sturm ras'te mit seiner ungeheuern zerstörenden Kraft und warf Bäume und Häuser um, überall Schutt und Sand in hohe Haufen zusammenkehrend, die noch lange als Denkzeichen an dieses Unwetter sichtbar blieben. Donner folgte auf Donner mit unglaublicher Schnelligkeit; es war, als ob hundert Donner Krieg mit

einander führten — und welch' einen Krieg! Es lag etwas Großartiges in diesen unzähligen Blitzen, die einander durchkreuzten. Wie kleinlich erschienen dagegen die von Menschenhänden bereiteten Flammen in ihren Wirkungen und in ihrem Aussehen, wenn man sie mit diesem Feuer des erzürnten Himmels verglich oder mit dem Krachen des Donners, das von Felsen zu Felsen rollte und in den Tiefen des Meeres, wie in den innersten Höhlen der Berge wiederzuhallen schien! Und die Erschütterung war auch zu groß für die schweren Wolken: sie konnten ihre eigne Last nicht länger tragen. In einzelnen zerstreuten Haufen vor dem Sturm fliehend und von den Blitzen in unzählige Theile zerschnitten, stürzten sie in gewaltigen Strömen zur Erde nieder. Donner, Wolkenbruch, Sturm und der Wiederhall zusammen bildeten ein Getöse, das den Untergang der Welt zu verkündigen schien.

Es war ein entsetzlicher Tag für die Bewohner Stockholms! Nur wenige derselben erwachten an diesem Morgen mit frohem Herzen aus einem süßen Schlaf. Die Nacht war sogleich bei ihrem Beginn mit Verbrechen befleckt worden und keine

ihrer späteren Stunden war frei von den niedrigsten Gewaltthaten gegen friedliche Bürger geblieben. Väter und Gatten waren von den ausgeschickten Mützenbrüdern aus ihren Häusern gerissen worden und hatten sogar in den Kirchen keine Freistätte gefunden. Aus Furcht vor den herumstreifenden blutgierigen Soldaten hatte sich Niemand auf die Straße gewagt. Weinend saßen die unglücklichen Weiber und Kinder der Opfer in ihren verödeten Wohnungen, zitterten für das Schicksal eines Vaters, eines Sohnes oder eines Gatten und erwarteten mit Angst den Anbruch des Morgens.

Endlich kam dieser Morgen, aber unter welchen drohenden Vorboten! Eine Stimme vom Himmel sprach Gottes Zorn über die Handlungen der Finsterniß aus, welche begangen worden waren. Wohl zitterte Mancher der Verbrecher und suchte sich vor dem Tod zu verbergen, der über seinem Haupt donnerte; allein was geschehen war, ließ sich nicht ändern. Vergebens streckte daheim die Gattin ihre Hände aus und bat, ihr den Gatten wieder zu schaffen, den man ihr geraubt hatte; vergebens riefen die kleinen Kinder mit den Thränen

der Unschuld im Auge nach der Rückkehr des Vaters und jammerten, daß er in diesem entsetzlichen Wetter draußen sein müsse. Sie sollten den guten Vater, den theuern Gatten nicht wieder sehen! Nur seine bleichenden Gebeine an dem öden Strand des Käpplingeholm zu sammeln war ihnen erlaubt.

Unaussprechlich war die Gemüthsstimmung, die unter den überlebenden Schweden in Stockholm herrschte, als das geschehene Blutbad bekannt wurde. Verzweiflung ergriff Alle bei dieser entsetzlichen Nachricht. Das Verbrechen war zu groß und griff zu tief in die Verhältnisse so vieler Familien ein, um nicht allgemeine Theiluahme zu erregen. Niemand konnte sich rühmen, unter den Gemordeten keine Freunde oder Angehörigen zu haben; es war, als ob die Pest gehaus't hätte — in jedem Hause saßen Trauernde und weinten. Man sah kein Gesicht, das nicht das Gepräge des Kummers trug. Aber mit diesen schmerzlichen Gefühlen vereinigte sich auch bitterer Zorn über den Mord selbst und über die Art und Weise, wie er verübt worden war.

Schon zeitig Vormittags, sobald das Unwetter aufgehört hatte, zeigten sich Gruppen dieser Trauernden in mehreren Theilen der Stadt. Laute Klagen über die begangene Gewaltthat hörte man überall. Was nun zunächst geschehen und wer noch ferner als Opfer fallen würde, war der Gegenstand ihrer Bekümmerniß. Die Meisten würden, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, aus der Stadt entflohen sein und Haus und Habe in den Händen der Gewaltthäter zurückgelassen haben; denn sie glaubten, daß ihnen dasselbe Schicksal bevorstünde, was Männer wie Bertold Brun und Albrecht Karlsson hatten erdulden müssen.

Das Gerücht verkündete jedoch, daß der allgemein verehrte Kanonikus von Strengnäs die gottlosen Mörder in den Kirchenbann gethan habe. Diese Nachricht belebte den gesunkenen Muth der Schweden wieder; man begann diesen Gegenstand mit mehr Kraft und mehr Muth zu besprechen; man ließ sogar im Eifer hier und da eine Drohung fallen. Ja, man ging so weit, in dem Gewitter das Zürnen des Himmels über die verübten Schändlichkeiten zu sehen. — „Rache! Rache!“ — hieß bald die Losung des Tages. Das war

jedoch bei solchen Feinden, wie bei den Deutschen, leichter gesagt, als gethan, obwohl man endlich zu dem Beschluß kam, sich um die Mittagszeit so zahlreich wie möglich in der Gesellschaftsstube St. Olofs einzufinden, um daselbst die Berathung fortzusetzen.

Bei dieser Zusammenkunft, die zahlreicher, als die früheren, besucht war, vereinigte man sich endlich zu dem kühnen Entschluß, trotz der deutschen Besatzung dem Heer der Königin Margaretha die Thore der Stadt zu öffnen. Dieß sogleich zu bewerkstelligen, würde durchaus nicht unmöglich gewesen sein; allein die Vorsichtigeren wollten die Ausführung durchaus bis zur bevorstehenden Nacht aufschieben, indem sie hofften, daß sich die Mützenbrüder, durch die Anstrengungen der letzten vierundzwanzig Stunden ermüdet, der Ruhe überlassen würden.

Dabei blieb es auch. Allein diese vorsichtigen Leute berechneten nicht, daß unter einer so großen Anzahl von Verschwornen stets Personen sind, die aus Unbesonnenheit, wenn auch nicht gerade in boshafter Absicht, einige Worte fallen lassen, die den gefaßten Plan mehr als hinlänglich zu ver-

rathen geeignet sind. Die Mützenbrüder wurden also zur rechten Zeit gewarnt und eilten aufs Schloß zu Bernhard, um diesen von den Vorgängen in der Stadt zu unterrichten. Dieser wollte kaum an die Möglichkeit dieser Nachricht glauben; allein die ausgesandten Späher kamen mit der vollen Bestätigung derselben zurück.

Bernhard sah sogleich ein, daß er die Stadt nicht in ihrem abhängigen Zustand erhalten könnte, ohne schnelle und kräftige Unterstützung bei der Hand zu haben und schnelle und kräftige Schritte zu thun. Letztere aber glaubte er nicht unternehmen zu können, ohne ein allgemeines Blutbad unter der schwedischen Bevölkerung anzurichten; und das war eine Maaßregel, zu der er sich nicht so schnell entschließen wollte. Niemand mag jedoch glauben, daß dieser Zweifel etwa aus einer innern Ueberzeugung von dem Unrecht dieser Handlung entstand. Bernhard besann sich nie, wenn die Rede davon war, Menschenblut zu vergießen. Allein in dem vorliegenden Falle wog er kaltblütig die Möglichkeiten dafür und dagegen ab, ob nicht etwa bei einem solchen allgemeinen Gemetzel seine eigne Parthei geopfert werden könnte. Die Schwe=

den hatten bei den Kämpfen der Vergangenheit mehrmals so viel Einheit im Handeln und soviel Kraft im Wollen bewiesen, daß er unwillkührlich Achtung gegen sie fühlen gelernt hatte. Gerade jetzt waren sie noch mehr zu fürchten, da sie, durch die letzten Vorfälle gereizt, einstimmig geschworen hatten, Rache für den Mord ihrer Freunde und Verwandten zu üben. Die Kirche selbst hatte ja durch ihre Bannstrahlen den Aufstand des Volkes gegen ihn und seine Landsleute gewissermaßen schon in Voraus gut geheißen; und einen Krieg dieser Art, bei welchem er die ganze Macht der Kirche gegen sich hatte, wagte er nicht zu erregen, denn er kannte recht gut den großen Einfluß, den diese Macht damals auf die allgemeine Stimmung übte. Er hielt es daher für besser, die Stadt aufzugeben und sich ins Schloß zu werfen, in welchem er eine lange Belagerung aushalten zu können glaubte, bis wenigstens die von ihm bereits verschriebene Hülfe aus den Hansestädten ankommen würde. Um die Ankunft dieser Hülfstruppen zu beschleunigen, wollte er sich selbst nach Wisby auf Gotland, diesem berüchtigten Nest für die Seeräuber, begeben, welche alle Ufer des Nordens durch Plünderung,

Mord und Brand heimsuchten. Es ist möglich, daß Bernhard schon zu dieser Zeit den Gedanken hegte, sich künftig mit diesen Seeräubern zu verbinden und sie inzwischen für sich zu gewinnen, um für den Fall, daß ihm das Schloß von Stockholm verloren gehen sollte, eine Zuflucht auf ihren Schiffen zu finden; allein wenn dieser geheime Plan seinem schnellen Entschluß, seine Stelle als Stadthauptmann niederzulegen und sich einem Haufen von Seeräubern in die Hände zu werfen, zum Grund lag, so wußte er denselben so fest in seine Brust zu verschließen, daß keiner der sonst so argwöhnischen Deutschen Etwas davon ahnte. Der Befehl, den er gab, vor Einbruch des Abends ein Fahrzeug bereit zu halten, auf dem er nach Gotland segeln könne, stieß auf keinen Widerstand bei den übrigen Mützenbrüdern, von denen nicht einmal einer den Wunsch äußerte, Bernhard auf diesem Zuge zu begleiten. Alf Grenerot war der Einzige, welcher die Erlaubniß verlangte, mit ihm an Bord zu gehen, und er hatte allerdings hinreichenden Grund, eine Stadt so schnell als möglich zu verlassen, in welcher man zweifellos blutige Rechenschaft von ihm fordern mußte, sobald die

Uebermacht der Deutschen aufhörte, ihm den Rücken frei zu halten.

Bernhard gab diese Erlaubniß gern einem Freund, der ihm in den letzten Jahren treu zur Seite gestanden und nun vor den Verfolgungen floh, die er sich größtentheils seinetwegen zugezogen hatte. Im Uebrigen wählte Bernhard zu seinen Begleitern nur so viele von den Mützenbrüdern, als bei der Vertheidigung des Schlosses ohne Uebelstand entbehrt werden konnten.

Den Oberbefehl über die zurückbleibende deutsche Besatzung gab er Henning von der Dolles und ermahnte diesen, daß er die feste Burg unter keiner Bedingung dem Feind übergeben solle, denn nach kurzer Zeit würde er, Bernhard, an der Spitze einer mächtigen Flotte wieder da sein, die ihn leicht in den Stand setzen werde, den Feind in die Flucht zu schlagen. Um sich zu überzeugen, daß eine hinreichende Menge von Lebensmitteln im Schlosse vorhanden sei, besuchte er persönlich die Vorrathsgewölbe: und nachdem er schließlich alle Vertheidigungsanstalten untersucht und sie gut und tüchtig gefunden hatte, verließ er das Schloß, um dasselbe nie wieder zu betreten.

— „Nun zu unsern eignen Angelegenheiten“ — sagte er zu Alf, nachdem er von den zurückbleibenden Mützenbrüdern Abschied genommen hatte. — „Wir haben nicht viel Zeit übrig, denn sobald das Dunkel der Nacht hereinbricht, muß unser Segel Stockholm im Rücken haben.“ —

— „Du sollst nicht auf mich zu warten brauchen“ — erwiederte Alf. — „Aber was in aller Welt willst Du mit der eigensinnigen Nonne anfangen?“ —

— „Sie muß mich natürlicher Weise begleiten“ — sagte Bernhard kurz.

— „Als Deine Frau?“ — fragte Alf lächelnd.

— „Frau oder nicht, sie begleitet mich!“ — fuhr Bernhard fort, indem er die Thür seines Hauses erreichte.

Er ließ sogleich Hans rufen und theilte demselben in kurzen Worten seine Absicht in Bezug auf die bevorstehende Reise mit, indem er ihm zugleich den strengsten Befehl gab, vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden nach seiner Abreise Niemand etwas davon zu sagen. Seine werthvollsten Sachen sollte er an Bord des Fahrzeugs

schaffen, das ganze übrige Gepäck aber im Laufe des Tages auf das Schloß in Sicherheit bringen.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen worden waren, besuchte er Elisif.

Das arme Mädchen hatte die Nacht in unbeschreiblicher Unruhe zugebracht. Vergebens erwartete sie das versprochene Zeichen, das ihre Befreiung aus dem Gefängniß anzeigen sollte. Eine Stunde nach der andern verging, ohne daß Sten etwas von sich hören ließ. Sie lauschte auf jeden Ton und glaubte mehrmals das verabredete Zeichen zu hören; allein sie mußte sich leider jedesmal überzeugen, daß es nur der Lärm vom Rathhause und das Getöse vorbeiziehender Soldatenhaufen war, das zu ihren Ohren drang. Wohl war es ihr so, als ob das Geräusch auf den Straßen in dieser Nacht größer sei, als in den früheren Nächten, seit ihrer Ankunft in Stockholm; ja, sie glaubte sogar mitten unter dem Geklirre der Waffen Jammergeschrei und Klagen zu hören. Allein sie hielt dieß nur für ein Erzeugniß ihrer Phantasie, für eine Folge der Unruhe, in welche sie sich durch das lange Warten versetzt fühlte. Sie wollte nicht an

ihrer Rettung verzweifeln, so dunkel die Aussicht dazu auch war.

Auf diese Weise vergingen viele lange Stunden, die keine Veränderung in ihrem Schicksal mit sich brachten, aber demungeachtet nicht im Stande waren, das Licht der Hoffnung in ihrem Busen gänzlich zu verlöschen. Erst gegen Morgen, als das Ungewitter nachgelassen hatte und die Sonne wieder am Himmel sichtbar geworden war, fing sie an zu glauben, daß ihre Hoffnung sie dießmal getäuscht habe.

Aus welchem Grunde konnte aber Sten unterlassen haben, sein Versprechen zu halten? — War er vielleicht bei dem Versuch zu ihrer Rettung ergriffen worden? — Oder sollte er ihre Hoffnung getäuscht und sie ihrem Schicksal überlassen haben? —

Mit der Beantwortung dieser Fragen war sie noch beschäftigt, als Bernhard bei ihr eintrat.

— „Gestern Abend kündigte ich Dir an, Jungfrau" — sprach er kalt und mürrisch — „daß ich heute meine Hochzeit zu halten gedächte. Dieser Vorsatz steht noch fest bei mir und ich komme jetzt, um Dir zu sagen, daß ich, blos um

Deine Liebe ungestört genießen zu können, ein Fahrzeug habe ausrüsten lassen, mit dem wir heute Abend unter Segel gehen werden." —

— „Weiche von mir, Du gottloser Mensch!" — rief Elisif, indem sie ihn von sich stieß. — „Hast Du vergessen, wer ich bin?" —

— „Glaube nicht, daß ich so vergeßlich bin, um Dich vergessen zu können, meine Geliebte" — versetzte Bernhard mit ironischem Lächeln.

— „Und bringt Dich mein Anzug nicht zur Besinnung und zum Nachdenken?" —

— „Was hat der Anzug für zwei liebende Herzen zu bedeuten?" —

— „Heilige Mutter Gottes, beschütze mich!" — rief Elisif bestürzt.

— „Ja, wohl magst Du ihren Schutz anrufen" — fuhr Bernhard fort — „denn wenn man draußen auf den Wogen des Meeres ist, mag es recht nützlich sein, mit denen dort oben gut zu stehen. Dann braucht man in der That ihren Schutz!" —

Diese gottlose Sprache war zu viel für Elisif. Sie betrachtete Bernhard mit einem Entsetzen, das sich in ihrem Gesicht ausdrückte, und ihr gan=

zer Körper zog sich zitternd zusammen, wie beim Anblick eines giftigen Thieres. Sie war nicht im Stande zu sprechen, denn sie fand keine Worte, die ihr kräftig genug waren, ihren Abscheu gegen Bernhards Worte auszudrücken. Allein auch dieses Schweigen war eine Sprache, die nicht mißverstanden werden konnte.

Bernhard war jedoch nicht der Mann, auf den dergleichen Dinge Eindruck machten. Er lachte, schlug sich fröhlich auf die Brust und versetzte gleichgültig: — „Man möchte fast glauben, daß Du von einer Schlange gestochen worden wärest!“ —

Hätte Jemand in diesem Augenblick der armen Elisif einen Dolch auf die Brust gesetzt, sie würde nicht so bestürzt darüber geworden sein, wie sie jetzt über Bernhards Sprache und Benehmen war. Zwar hatte er sie schon früher durch Drohungen zu schrecken gesucht, allein dabei hatte er nie so viel Frechheit und Trotz gegen Alles, was in ihren Augen heilig war, an den Tag gelegt.

— „Fürchtest Du denn nicht die Rache des gerechten Gottes?“ — fragte sie nach einigen Augenblicken.

— „Ich weiß nicht, was Furcht ist" — war seine Antwort.

— „Und Du wagst, noch ehe der heilige Vater seine Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben hat" — — —

— „Was redest Du von Einwilligung? — Ich habe meinen eignen Willen, und das ist genug! Außerdem kenne ich nun die Antwort des Papstes, und" — — —

— „Hat der heilige Vater geantwortet?" — fragte Elisif ängstlich.

— „Ich habe die Bulle, die er ausgefertigt hat, in meinen Händen" — versetzte Bernhard, indem er ihr eine Pergamentrolle zeigte, die mit dem Namen und Siegel Bonifacius IX. versehen war.

Bei dem Anblick dieses aufgerollten Documents machte Elisif das Zeichen des Kreuzes und drückte ihre Lippen ehrerbietig auf das Pergament, das Bernhard ihr hinreichte.

— „Bist Du nicht neugierig zu wissen, was der heilige Vater über Dich geäußert hat?" — fragte Bernhard, verwundert darüber, daß sie keine Fragen an ihn richtete.

4*

— „Ich weiß seine Antwort schon im voraus" — entgegnete Elisif zuversichtlich.

— „Und wie soll sie lauten?" — fragte Bernhard.

— „Der heilige Vater kann bei aller Macht, die er auf Erden besitzt, nur eine Antwort geben, und zwar die, daß das Gelübde einer Nonne nie gelös't werden kann." —

— „So! Und Du glaubst, daß er unklug genug sein könnte, eine solche abschlägliche Antwort zu geben, von der er recht wohl wissen mußte, daß wir Männer des Nordens ihr nicht gehorchen würden." —

— „Der heilige Vater kann nichts anderes thun, als was recht ist. Wehe dem Unglücklichen, der seinen Befehlen nicht gehorcht!" —

— „Nun gut! Wenn es nun auch wirklich der Fall wäre, daß er in dieser Pergamentrolle Alles gesagt hätte, was ein Mensch sagen kann, um mich von meinem Vorhaben abzubringen; was glaubst Du wohl, was ich darauf beschließen würde?" —

— „Du würdest Deinen Fehler bereuen und mich ins Kloster zurückschicken." —

— „Wirklich!“ — rief Bernhard lachend. — „Aber höre erst, was er in seiner Bulle gegen mich äußert.“ —

Er las nun mehrere Sätze aus der Bulle vor, in denen der Papst dem Klosterräuber sein schändliches Benehmen in sehr scharfen Worten vorhielt, ihm jedoch Verzeihung zusicherte, wenn er die geraubte Nonne sofort ins Kloster zurückbringen und sich sodann barfüßig einer Wallfahrt nach Rom und Bußübungen für seine schwere Sünde unterziehen werde. Für den Fall, daß er dieß unterließe, wurde der Kirchenbann über ihn ausgesprochen.

— „Hahaha! Ich soll barfüßig nach Rom pilgern! Ein hübscher Spatziergang für den, der zarte Füße hat!“ —

— „Ich werde also mein ruhiges Asyl in Wadstein wiedersehen“ — sprach Elisif freudig vor sich hin, als ob sie Bernhards letzte Bemerkung nicht gehört hätte.

— „Ja, vielleicht in Zukunft einmal“ — versetzte Bernhard mit eisiger Kälte. — „Jetzt folgst Du mir!“ —

— „Wie! Du willst also dem Befehl des heiligen Vaters geradezu entgegen handeln?“ —

— „Was frage ich nach den Befehlen des heiligen Vaters, wenn diese meinem Willen entgegen sind?“ —

— „Und der Kirchenbann?“ —

— „Den verachte ich. — — — Bald werden wir unter Männern sein, die sich auf dergleichen Mönchgeschwätz nicht verstehen und bei denen ein Bannstrahl eben so wenig wirkt, als ein **Pater noster** oder ein **Ave Maria.** Du denkst wohl jetzt, daß der Aufenthalt unter Gesellen, die nicht wie Espenlaub zittern, sobald man vom Kirchenbann spricht, entsetzlich sein wird; allein Du wirst Dich schon daran gewöhnen, verlaß Dich auf mich und auf meine guten Lehren!“ —

— „Nein, niemals, niemals!“ — fiel ihm Elifif ins Wort.

— „Nun wir werden ja sehen! Kommt Zeit, kommt Rath! Wenn Du erst einige Zeit an Bord des Fahrzeugs sein wirst“ — —

— „Ich soll mit Dir an Bord eines Fahrzeugs!“ — rief Elifif entsetzt.

— „Wunderst Du Dich darüber, nachdem ich Dir gesagt habe, daß ich trotz der Macht des Papstes und aller andern irdischen Mächte die Klosterjungfrau nicht ins Kloster zurückbringen, sondern auf meinen Streifzug mitnehmen werde?“ —

— „Das wäre wirklich Deine Absicht?“ —

— „Ich bin kein Mann, der anders denkt, als er spricht“ — entgegnete Bernhard. — „Jedes Wort von mir steht fest, wie ein Felsen und wird durch nichts erschüttert. In einigen Stunden bist Du an Bord meines schnellsegelnden Fahrzeuges. Bei der Aufregung, die nach den Unruhen der vergangenen Nacht in der Stadt entstanden ist, scheint es unsicher, die Trauung in der Kirche St. Nicolai vorzunehmen, wie es früher bestimmt war. Findest Du es jedoch für nöthig, so kann sie auch an Bord stattfinden; ich für meine Person halte diese ganze Ceremonie für etwas höchst Lächerliches. Man kann einander lieben, ohne daß man den Segen des Pfaffen dazu braucht.“ —

— „Ich bitte Dich, halt ein! Habe Mitleid!“ — rief Elisif, vor Schreck erblassend.

— „Wie Du willst. Heute Abend sehen wir uns wieder!“ — sprach Bernhard, indem er sich zum Gehen anschickte. — „Dann können wir ausführlicher darüber sprechen.“ —

— „Habe Mitleid mit mir! Laß mich nach Wadstein zurückkehren!“ — bat Elisif mit Thränen in den Augen.

— „Nein, und abermals nein!“ —

— „Ich bitte Dich auf meinen Knieen, weise diese Bitte eines schutzlosen unglücklichen Mädchens nicht zurück!“ —

— „Nein, sage ich Dir! Nein!“ —

— „Ich beschwöre Dich, Bernhard, bei Allem, was Dir heilig ist, bei Allem, was Dir theuer ist auf Erden und im Himmel, im Namen Deiner Mutter, wenn sie noch lebt“ — — —

Diese traurige Erinnerung, deren tiefe schmerzliche Wunde Elisif ohne ihr Wissen aufriß, machte, Bernhard fast wahnsinnig. Er faßte sie gewaltsam am Arm und drückte sie zur Erde nieder. Unter entsetzlichen Flüchen rief er dann Himmel und Hölle als Zeugen an, daß sie noch an demselben Abend sein werden müsse, und wenn er ihr Hände und Füße binden solle.

Bei dieser rohen Behandlung stieß Elisif einen Schrei aus und fiel bewußtlos nieder.

In diesem Augenblick stürzte Hans bleich und athemlos ins Zimmer.

— „Rettet Euch, Ritter!" — rief er. — „Noch ist Rettung durch die Hinterthür möglich! Die Volksmenge wird mit jeder Sekunde größer und kann bald nicht mehr zurückgehalten werden." —

— „Was will denn dieser Volkshaufen? — Sucht man mich oder will man nur mein Eigenthum?" — fragte Bernhard.

— „Man fordert Euer Blut und schreit blos nach Rache. Vergebens habe ich betheuert, daß Ihr nicht zu Hause wäret. Man glaubt mir nicht und droht das Haus bis auf die untersten Grundmauern niederzureißen, um Euch zu finden." —

— „Die Schurken!" — rief Bernhard. — „Eile ins Schloß, suche Henning und sage ihm, er solle augenblicklich mit seiner ganzen bewaffneten Mannschaft hierher kommen und die Unruhestifter zerstreuen. Befiehl ihm in meinem Namen, daß er sein Schwert nicht schont und ohne Barm-

herzigkeit Alle niederhaut, die Widerstand leisten; und sollte das Blut auch in Strömen fließen! Schnell — beeile Dich!" —

Hans wollte weiter sprechen, denn er hatte noch weit mehr zu erzählen; aber der Ritter gab ihm einen gebietenden Wink und da er von jeher an blinden Gehorsam gewöhnt war, so begab er sich ohne Zögern durch den Garten zur Hinterthür hinaus, um von da ins Schloß zu kommen.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als ein anderer Diener athemlos und mit allen Zeichen der Bestürzung ins Zimmer trat.

— „Der Kanonikus von Strengnäs und ein Mönch haben ein großes Plakat an die Thür genagelt, das begierig vom Volk gelesen wird" — meldete dieser.

— „Was soll denn diese Unverschämtheit bedeuten?" — fragte Bernhard.

— „Ich hörte mehrere Leute sagen, es sei eine Bannbulle gegen Euch, Herr Ritter." —

Bernhard erschrak.

Gleichzeitig kamen mehrere Diener zitternd vor Furcht herein und riefen dem Ritter zu, daß er entfliehen möge.

— „Man bricht die Thür mit Gewalt auf! — Es werden große Steine gegen die Mauer geschleudert! — Flieht! Flieht! — Die Mörder folgen uns auf dem Fuße!“ —

Bernhard konnte die Wahrheit dieser Angaben nicht länger bezweifeln, denn das Toben und Lärmen ging mit einem Mal in ein Gekrach über, als ob man Bret für Bret aus einer Thür risse und die einzelnen Stücken auf die Straße würfe. Diesem Krachen folgte ein Siegesgeschrei der Volksmenge, die unter der Anführung Stens und des Kanonikus durch die gemachte Oeffnung sogleich ins Haus stürzte.

Um in das Gemach zu gelangen, in welchem sich Bernhard eben befand und aus welchem der einzige Ausgang in den Garten führte, mußten mehrere Vorsäle, Treppen und Zimmer passirt werden, so daß ein ziemlicher Zeitraum verging, bevor die Volksmenge bis dahin vordrang, zumal mehrere Räume, welche passirt werden mußten, sehr dunkel waren. Diese wichtigen Minuten benutzte Bernhard, um mehrere Thüren zu verschließen, so daß dadurch ein neuer Aufenthalt entstand. Da er aber einsah, daß dieß nicht lange dauern

würde und daß jeder Widerstand gegen einen rasenden Volkshaufen vergeblich sei, faßte er den Entschluß, seine Rettung in der Flucht zu suchen. Er nahm die ohnmächtige Nonne auf seine Arme und verließ das Gemach.

Zunächst aus Elisifs Zimmer kam er an einen offnen Gang oder eine Gallerie mit mehreren Oeffnungen nach dem Garten zu. Hier wollte er einen Augenblick verweilen, um sich umzusehen und zu überzeugen, ob die Hinterthür, welche von hier aus sichtbar war, irgend ein Hinderniß zeige. Allein diese Absicht wurde durch den Lärm der Verfolger, die ihm immer näher zu kommen schienen, vollkommen vereitelt. Er setzte deshalb seine Flucht ohne Unterbrechung fort und gelangte endlich in den Garten.

Der kürzeste Weg nach der Hinterthür wäre nun gewesen, wenn er gerade durch den Garten gegangen wäre; allein da ihn dieß unfehlbar der Gefahr ausgesetzt haben würde, vom Wohngebäude selbst aus gesehen zu werden, so zog er vor, dicht an der Mauer entlang zu gehen und seine Flucht durch die daselbst befindlichen dichten Gebüsche möglichst zu verbergen.

Elisif war ihm unter diesen Büschen eine lästige Bürde und er mußte oft stehen bleiben und einen Theil ihrer Kleidung losmachen, der an den vorstehenden Aesten hängen geblieben war. Dieß hinderte ihn, so schnell an die Hinterthür zu kommen, als er wünschte; aber er kam immer noch zeitig genug, um Zeuge einer Scene zu werden, die jeden Tropfen Blut aus seinem Gesicht vertrieb.

Hans hatte, wie schon erwähnt, durch die Hinterthür auf das Schloß zu kommen versucht. Als er an die Thür kam und dieselbe aufschließen wollte, hörte er ein Geräusch draußen auf der Straße. Er hoffte jedoch, daß man ihn nicht bemerken würde, und steckte deshalb schnell den Schlüssel ins Schloß. Die schwere Eisenthür drehte sich langsam in ihren Angeln; Hans, ungeduldig, hinauszukommen, stemmte die Achsel dagegen, um ihr Aufgehen zu beschleunigen.

Es gelang ihm auch — die Thür war offen — aber vor ihm stand ein gewaltiger Haufen Volks, der ihn mit gezognen Schwertern abhielt, einen Schritt vorwärts zu treten. Der Anblick dieser Leute war keineswegs angenehm für den

Flüchtling, der recht wohl wußte, daß dieß der einzige Ausweg war, der ihm übrig blieb. Allein er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß das Volk ihn seinen Weg ungehindert werde fortsetzen lassen, sobald es merken würde, daß er nicht derjenige sei, den man suche.

— „Ich bin nicht der Ritter Bernhard" — sprach er zu dem Volkshaufen — „ich bin blos ein armer Diener. Der, den Ihr suchet" — — —

Da trat Einer aus dem Haufen vor und unterbrach seine Rede mit den Worten: — „Wir suchen zunächst den Diener und dann den Herrn. Willst Du Dein Leben los werden, so komm heraus; allein Du wirst am besten thun, wenn Du denselben Weg wieder zurückkehrst." —

— „Was wollt Ihr denn von mir, lieben Freunde? Ich habe ja Niemand Etwas zu Leide gethan." —

Auf diese bittende Bemerkung erhielt er keine Antwort, so daß er unschlüssig wurde, was er thun sollte. Die Ankunft der übrigen Diener flößte ihm jedoch Muth und Hoffnung ein, sich durch den Volkshaufen schlagen zu können. Er war gleich

den Uebrigen wohl bewaffnet; und der Ausfall, den sie machten, geschah mit all' der Heftigkeit, die man von Menschen in dieser Lage erwarten konnte. Nun entbrannte ein blutiger Kampf. Nach wenigen Minuten waren von beiden Seiten mehrere schwer verwundet; einer der Diener war sogar so übel am Kopfe zugerichtet, daß er wie todt niederfiel.

Hans vertheidigte sich sehr tapfer gegen denselben Mann, der ihn vorher angeredet hatte; allein er empfing sehr bald einen tödtlichen Stoß durch die Brust, stieß einen entsetzlichen Schmerzensschrei aus und sank entseelt zu Boden.

— „Nun bin ich an Dir gerächt!" — flüsterte ihm der Sieger ins Ohr.

Wahrscheinlich hörte der Sterbende diese Worte nicht, so daß Olof, welcher der Sieger war, wenigstens die Genugthuung nicht hatte, sich von demselben erkannt zu sehen.

In diesem Augenblick kam Bernhard an die Hinterthür. Er hatte den Schrei seines Dieners Hans gehört und sah ihn nun sterbend vor seinen Füßen liegen.

Durch die Volksmasse zu dringen, war ihm — da er die noch immer ohnmächtige Elisif in seinen Armen hielt — eben so unmöglich, als durch den Garten ins Haus zurückzukehren; denn die Verfolger kamen ihm mit jeder Minute näher. Er sah augenblicklich ein, daß es vergebliches Bemühn sein würde, wenn er Elisif mit sich nehmen wollte; sie aber zurückzulassen, schien ihm ein zu großer Triumph für seine Feinde. Sie mußte also todt in ihre Hände kommen!

Diesen Gedanken, der sich ihm schneller aufdrang, als wir ihn hier durch Worte mittheilen können, suchte er auch sogleich auszuführen. Bernhard legte Elisif auf die Erde und zückte sein Schwert gegen ihre Brust; da wurde der Arm des Mörders von Olof zurückgehalten, der herbei stürzte, um die Ohnmächtige vor dem Mörder, dessen Absicht er gemerkt hatte, zu retten.

Bernhard war außer sich vor Wuth.

— „Wer bist Du, Kühner, der hier einzudringen wagt?" — schrie er ihn an.

— „Laß dieses Mädchen los und vertheidige Dich!" — entgegnete Olof.

— „Was unterstehst Du Dich, Knabe!“ —

— „Wenn ich auch ein Knabe bin, so habe ich doch Den da niedergestreckt!“ — rief Olof, indem er verächtlich auf den vor ihm liegenden Leichnam zeigte.

Bernhard machte bei diesen Worten eine Gebehrde der Bestürzung.

— „Durch diese Thür kommst Du nicht lebendig, Ritter!“ — fuhr Olof fort. — „Deine Diener sind entweder getödtet oder in Ketten geworfen. Du hast keine Hülfe zu erwarten und mußt Dich auf Dein eignes Schwert verlassen. Vertheidige Dich! Denkst Du noch an den letzten Weihnachtsabend?“ —

Kaum hatte er ausgesprochen, so kreuzten sich die Schwerter Beider. Bernhard focht mit der Ueberlegenheit, die ihm durch langjährige Gewohnheit eigenthümlich geworden war, Olof zeigte die Geschmeidigkeit der Jugend in seinen Bewegungen.

Allein der Kampf dauerte nicht lange. In der rechten Schulter schwer verwundet wankte Olof. Der Ritter benutzte diesen Augenblick, um ihm noch eine schwere Wunde beizubringen; und als Olof davon zu Boden stürzte, stieß Bernhard sein

Schwert bis ans Heft durch den Leib des unglücklichen Jünglings.

Olof verschied, ohne ein Wort zu sprechen und ohne daß ein Seufzer über seine blassen Lippen drang.

Bernhard war nun zwar dieses Feindes entledigt; aber gleichzeitig stürzte das Volk sowohl durch die Hinterthür, als vom Wohnhause her, durch den Garten, gleich Bluthunden nach Blute lechzend, auf ihn los.

Nicht ein Augenblick war zu verlieren, wenn er sein eignes Leben retten wollte. Alle Gedanken an die vorherige Ermordung Elisifs aufgebend, sprang er mit Blitzesschnelligkeit auf die andere Seite der Gartenmauer, an welcher einige Bäume und Gebüsche dicht an einander standen. Das Verzweifelte seiner Lage gab ihm eine Kraft, die ans Unglaubliche grenzte. Er bog Bäume und Gebüsch mit starkem Arm zurück und gelangte auf diese Weise an die Mauer, die er wie eine Katze erkletterte, indem er mit den Füßen einige hier und da eingeschlagne Pflöcke und Nägel benutzte. Als er den höchsten Punkt der Mauer erstiegen hatte, gab er durch Hohnlachen seinen Triumph zu er-

kennen und sprang dann eilends auf die Straße hinunter. Ohne weitere Hindernisse erreichte er von da aus den Hafen und warf sich in ein Boot, das ihn glücklich an Bord des bereits ausgerüsteten und mit schwellenden Segeln wartenden Fahrzeuges brachte.

Als seine Verfolger später an die Schiffbrücke kamen, sahen sie ihn von dort aus auf dem Verdeck stehen, wie er dem Schiffsvolk Befehl ertheilte, die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen.

* * *

Capitel XXIV.

„Soror ab extra."

Endlich, nachdem wir so viele Kämpfe, Mord und Verbrechen aller Art in dem nunmehr befreiten Stockholm gesehen haben, können wir wieder in die Heimath des Friedens und der Ruhe nach Wadstein zurückkehren.

Elisif war nach Bernhards Flucht in Erich Kettilssons Lager gebracht worden, und zwar von Sten, dem daran gelegen war, sie bald von einem Ort weggebracht zu sehen, an welchem sie so viel gelitten hatte. Der alte Vater weinte Freudenthränen, als seine Tochter, die er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, wieder in seinen Armen lag. Er konnte seine Augen nicht in ihrem Anschaun sättigen, fühlte aber dabei demungeachtet eine Un=

ruhe, die gewaltiger war, als die Freude über ihr Wiedersehen, und sich durch die Frage Luft machte: — „Bist Du auch noch würdig, dieses Gewand zu tragen, meine Tochter, oder hat Dich der Verbrecher zum Fall gezwungen?" —

Wie glücklich fühlte sich nun Elisif, daß sie mit gutem Gewissen antworten konnte: — „Ich bin noch immer würdig, Deine Tochter zu sein, mein Vater!" —

Ihr Zusammensein dauerte jedoch nicht lange. Elisifs Beruf trieb sie mit einer Kraft, der sie nicht widerstehen konnte, nach Wadstein zurück. Erich Kettilsson widersetzte sich ihrer Abreise nicht, aber sein Herz litt bei dem Gedanken, daß sein einziges, eben erst wieder gefundenes Kind ihn abermals allein und einsam im Alter lassen wollte. Unter der nöthigen Bedeckung von Soldaten, die ihr Vater zu ihrer Sicherheit mitgeschickt hatte, und begleitet von Sten, den sie wie einen Bruder betrachtete, verließ sie das Lager und langte nach einer langen Reise glücklich im Kloster an.

An der Klosterpforte wurde sie von der Schwester Katharina empfangen, die bei diesem unerwarteten Anblick ganz außer sich vor Freude gerieth.

Sie lachte und weinte gleichzeitig, während sie der neu angekommenen Nonne um den Hals fiel.

— „Kannst Du mir all' das Böse verzeihen, das ich Dir durch meine Gedankenlosigkeit zugezogen habe?“ — rief sie seufzend. — „Kannst Du noch einen Funken von Freundschaft gegen eine Person hegen, die Dir so viel Kummer gemacht hat?“ —

— „Ich habe Dir keinen Vorwurf zu machen, Katharina“ — erwiederte Elisif freundlich. — „Was mir geschah, war Gottes Schickung. Segne mit mir, o Schwester, die Hand, welche uns prüft und straft; sie kann uns auch Seligkeit zutheilen.“ —

— „Welche fröhliche Aufregung wird Deine Rückkehr im ganzen Kloster hervorbringen!“ — rief Katharina. — „Und wie vergnügt wird unsere fromme Mutter sein!“ —

Einige Minuten später wußte das ganze Kloster, daß die geraubte Nonne wieder zurückgekommen war. Alle eilten, sie zu begrüßen, und Ingegerd selbst, die sonst immer kalt und gemessen in ihrem Benehmen war, empfing sie mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Freude in ihrem Gesicht.

Ihre kalte Förmlichkeit wich zuweilen dem Bedürfniß des weiblichen Herzens, ihren Gefühlen Luft zu machen. Sie vergaß, daß sie Aebtissin war und daß Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles Irdische zu ihrem Beruf gehörte. Hätte man die innersten Gedanken ihres Herzens lesen können, so würde man vielleicht gefunden haben', daß diese Stunde eine der Heitersten war, welche sie erlebt hatte, seitdem sie ihre hohe Stelle im Kloster bekleidete. Dieß würde jedoch das arme Weib kaum sich selbst zu gestehen gewagt haben, viel weniger Anderen. Gegenwärtig genoß sie einige Augenblicke hindurch reine unverfälschte Freude, bis sie wieder in die strenge Rolle zurückfiel, welche sie zu spielen hatte.

Elisif mußte umständlich ihre Schicksale erzählen, und obgleich sie kaum die Hälfte der dazu gehörigen Nebenumstände kannte, welche diese Schicksale in weiblichen Augen noch gefährlicher machen mußten, so flößte doch ihre Erzählung tiefes Entsetzen ein, das die Zuhörer durch vielfache Zeichen des Kreuzes und Bewegungen des Rosenkranzes an den Tag legte.

Nach Verlauf einiger Tage, während welcher man sich einander viel zu fragen und viel zu erzählen hatte, kehrte allmählig Alles im Kloster wieder in seine frühere Ordnung zurück. Elisif begann von neuem mit den übrigen Nonnen zu wachen, zu fasten und zu beten; sie ging sogar in vielen ihrer Bußübungen weiter, als die übrigen Schwestern, weil sie glaubte, die letztere, von ihr im Getümmel des Weltlebens zugebrachte Zeit ihres Lebens fordere dieß, damit sie alle die verbrecherischen Gedanken und Handlungen sühne, mit denen sie sich seit ihrer Entfernung aus dem Kloster befleckt hatte.

So verging in Ruhe und Einförmigkeit ein Tag nach dem andern, ohne eine andere Abwechselung, als die Verschiedenheit der Ceremonien, welche die zahlreichen Festtage in der katholischen Kirche mit sich bringen. Nur wenige Mußestunden wagte Elisif der Freundschaft zu widmen. In diesen Stunden saß sie mit Katharina vertraulich zusammen und beide sprachen von den verschiedenen Schicksalen, welche jede von ihnen erlebt hatte. Aus Katharina's Reden bemerkte man wohl, daß ihre Sehnsucht nach dem Süden noch nicht erloschen

war; allein diese Sehnsucht war jetzt blos ein frommer Wunsch bei ihr, ohne die geringste Hoffnung einer Erfüllung. Dieß hielt sie jedoch nicht ab, mit unverkennbarer Vorliebe von jenen Gegenden zu sprechen, in denen sie die schönsten Träume ihrer Jugend verwirklicht gesehen hatte.

Elisif traf nur selten mit ihrem Befreier Sten zusammen. Man fühlte sich fast zu glauben versucht, daß er absichtlich jedes Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden suchte; und konnte er einem solchen ja nicht entgehen, so sorgte er wenigstens dafür, daß er nicht allein mit ihr war. Fand er sich in der Kirche beim Gottesdienst mit ihr zusammen, so erhob er seine Augen nicht vom Boden. Er hatte etwas Scheues in seinem ganzen Benehmen, das sich sogar zeigte, wenn er seine Vorgesetzten grüßte; allein diese Schüchternheit erreichte den höchsten Grad, so oft der Zufall fügte, daß er auch Elisif grüßen mußte. Die Blässe, welche jetzt seine Wangen beständig deckte, glich dann der des Todes, und seine Lippen nahmen die blaue Farbe an, welche eigentlich blos den Bewohnern des Grabes eigenthümlich ist. Selten redete er Jemand im Kloster an; gab er eine Antwort, so

war dieselbe kurz und beschränkte sich, wenn er eine Frage Elisifs zu beantworten hatte, gewöhnlich auf ein einziges Wort.

So unerklärlich ihr dieß auch vorkam, so suchte sie doch den Grund zu diesem Benehmen nicht zu erforschen, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß, wenn irgend ein Kummer an seinem Herzen nage — wie er einmal bei einer Unterredung mit ihr flüchtig erwähnt hatte — die Zeit und die Ruhe des Klosters ihm bald seine frühere heitere Stimmung wiedergeben würden. Hätte sie geahnt, daß Niemand anders, als sie selbst, an seiner düstern Gemüthsstimmung schuld sei und daß es seine Liebe zu ihr war, welche ihn das Zusammentreffen mit ihr meiden ließ, so würde sie sich vielleicht weniger heiter und glücklich innerhalb der stillen Klostermauern gefühlt haben. Für sie war es ein Glück, daß sie keine Kenntniß davon hatte; für ihn war es eine schwere, aber heilige Pflicht, nie zu entdecken, woran und warum er litt. Für sie war das Kloster eine Freistätte, für ihn war es ein Fegefeuer zu einem bessern Leben.

Wenn also das Kloster auch nicht im Stande war, allen den Personen, die innerhalb sei-

ner Mauern lebten, die Ruhe zu geben, welche nöthig ist, um die Qualen eines blutenden Herzens zu stillen, so behielt es doch immerhin für diejenigen, welche im Geräusch der Welt verweilten, einen Anschein von Frieden, der Manchen lockte, ihm die glänzendsten Aussichten für die Zukunft zu opfern.

Das Kloster Wadstein zählte noch nicht viele Jahre seit seiner Entstehung, aber fromme Christen hatten es bereits mit einer Menge von Geschenken überhäuft, und aus den entlegensten Provinzen Schwedens, wie aus Gegenden des Auslandes, kamen Leute, um diese heilige Stelle zu sehen und durch Geschenke zu ehren. Sogar die Regenten des Nordens wetteiferten untereinander, dem Kloster ihr Wohlwollen zu zeigen, und auch Albrecht hatte ihm während seiner Regierung manchen Vortheil zugewiesen. Eigentlich war es aber die ganz besondere Neigung, welche die Königin Margaretha dem Kloster bewies, durch welche es so schnell aufblühte und sehr bald der Hauptort für alle geistliche Gesellschaften dieses Ordens im ganzen nördlichen Europa wurde. So bildeten sich allmählig durch Abgeordnete von Wadstein Brigittinerkloster in Italien, in Norwegen,

in Dänmark und in Finnland. Und in allen diesen Klöstern wurde die Aebtissin von Wadstein als ein Oberhaupt verehrt und über die wichtigsten Angelegenheiten zur Entscheidung aufgerufen. Dieses Ansehn wurde aber auch von den Päpsten geflissentlich unterstützt, die wohlgefällig den Eifer sahen, mit welchem die frommen Mütter in Wadstein ihren Beruf pflegten. Deshalb wurden dem Kloster alle Vortheile vergönnt, die in der Gewalt des heiligen Vaters standen; man sandte von Rom aus Hirtenbriefe und ermahnte alle Rechtgläubige, Klöster nach dem Muster des Wadsteinschen zu bilden; ja, der Papst gestattete sogar, daß in Wadstein ein Jubeljahr ganz mit denselben Wirkungen gefeiert wurde, die man diesem Fest in Rom selbst beilegte. Dieß geschah im Jahre 1394 zum großen Vortheil der Klosterkasse, die durch den großen Zulauf von Menschen ansehnlich bereichert wurde.

Erst seit der Heiligsprechung Brigitta's begann die eigentliche Blüthe Wadsteins, denn es schmeichelte den schwedischen Herren, vom Regenten bis herab zum einfachen Ritter, daß eine schwedische Frau unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden war, und sie wetteiferten deshalb um die

Ehre, das Beste des Klosters zu fördern. Allein das meiste Ansehn erhielt das Kloster durch den mächtigen Schutz, den ihm die Königin Margaretha von der Zeit an gewährte, da sie sich nach der Schlacht bei Fahlköping der Krone Albrechts bemächtigt hatte.

Dieser Schutz Margarethens ist von der Mit- und Nachwelt auf ganz verschiedene Weise beurtheilt worden. Viele wollten darin nichts als Prahlerei und Scheinheiligkeit sehen und gründeten diese Meinung auf das allgemeine Gerücht, daß die Königin in ihrem Privatleben keineswegs so gottesfürchtig sei, wie sie scheinen wollte, und daß ein Weib, welches mit dem Abt von Sorö und mit dem Ritter Abraham Brodersson in vertrauten Verhältnissen gelebt habe, wohl eher selbst den Schutz des Klosters bedürfe, als ihm denselben gewähren könne. Andere hielten diese Handlungsweise für wahre Reue über ihre begangenen Sünden.

Mag dieß sein, wie es will, so viel ist gewiß, daß Margaretha, die bei dem Antritt ihrer Regierung in Schweden mit Besorgniß die Macht bemerkte, welche sich die hohen Herren im Lande angemaßt hatten und welche die Schuld der Un-

ruhen in den letzten Jahren trug, den in ihrer Stellung jedenfalls sehr klugen Entschluß gefaßt hatte, ein Gegengewicht dieser Macht in dem vermehrten Einfluß und Ansehn der Geistlichkeit zu suchen. Und um dieses Gegengewicht zu vermehren, was war natürlicher, als ihr Wohlwollen einem Kloster zu schenken, das sich schon so großen Ruhm in der katholischen Welt erworben hatte? — Was sie für Wadstein that, war also nicht ein Werk der Prahlerei, sondern kluger Berechnung.

Gern kann man auch zugeben, daß dabei noch persönliche Zuneigung für die Aebtissin im Spiele war. Das Verhältniß Beider war von der Beschaffenheit, daß man sich über die Vertraulichkeit der Königin gegen Ingegerd nicht allein keineswegs wundern darf, sondern ihr Benehmen, wenn es anders gewesen wäre, sogar hätte tadeln müssen. Beide waren zusammen an König Waldemars Hof und unter der strengen Aufsicht von Frau Märtha, Ingegerds Mutter, erzogen worden und hatten schon in ihrer Jugend eine Zuneigung für einander gefaßt, die später in keinem Verhältniß ihres Lebens erlosch. Beide hatten dieselbe harte und

für ein Weib erniedrigende Behandlung Märtha's erduldet, durch welche ihre Charakter all' das Zarte und Sanfte verloren hatten, das in unsern Tagen für eine köstliche Zierde des schönen Geschlechts gilt. Sie hatten gelernt, Körperschmerzen geduldig zu ertragen und jede Regung von Weichlichkeit zu unterdrücken; und Margaretha konnte davon erzählen, wie sie von der strengen Pflegemutter mit Ruthen gepeitscht worden war, als sie schon verheirathet und Königin von Norwegen war. Die Fügung des Schicksals trennte später beide auf einige Zeit von einander, aber ihre Freundschaft erlosch nicht mit der Trennung; und sobald Margaretha der Zustände des Landes halber mit einiger Sicherheit eine Reise unternehmen konnte, eilte sie zu ihrer Freundin nach Wadstein. Und diesen merkwürdigen Besuch wollen wir nun kürzlich beschreiben.

Margaretha kam nach Wadstein, begleitet von den vornehmsten Personen ihres Hofes und umgeben von allem Glanz, der einer Königin der drei nordischen Reiche zukam. Demüthig und freundlich empfing die Aebtissin sie an der Thür und begleitete sie, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber

waren, in den Wahlsaal, woselbst sich das gesammte Personal des Klosters versammelt hatte.

Dieser Saal befand sich im ersten Stock, bildete ein längliches Viereck und war auf zwei Seiten mit Fenstern versehen. Wände und Decke waren von Eichenholz und reich mit Bildschnitzereien verziert, welche Blumen und Früchte vorstellten. Von den Balken der Decke hingen in regelmäßiger Entfernung von einander zwei silberne Lampen von künstlicher Arbeit herab, welche Tag und Nacht hell brannten und Wohlgeruch im Gemach verbreiteten. An der oberen Wand des Saales hing ein schlecht gemaltes Portrait der heiligen Birgitta, das in Rom gleich nach ihrem Tode aufgenommen worden war und dem Auge keineswegs einen angenehmen Anblick gewährte. Der Künstler hatte sich nämlich bemüht, die Heilige in dem Augenblick darzustellen, in welchem sie den Geist aufgab. Ihre gebrochnen Augen waren zum Himmel empor gerichtet, als ob ihr letzter irdischer Blick der dahin fliehenden Seele folgte. Im Uebrigen hatte der Maler sie ganz so gekleidet, wie sie in den letzten Jahren ihres Lebens sich gezeigt hatte, in ein Gewand von grauer Wolle, um den Leib mit einem

Strick gegürtet, an welchem ein aus Jerusalem mitgebrachter Rosenkranz hing; unter diesem Rock oder Gewand blickte auf der Brust eine Art von härenem Hemd hervor. Um das Haupt trug sie ein weißes Leinentuch, nicht unähnlich dem, welches die Frauen in Dalarne *) zu tragen pflegen.

Dieses Portrait machte den vornehmsten Schmuck des Gemachs aus und wurde von allen Bewohnern des Klosters sehr in Ehren gehalten. Gerade unter derselben befand sich der Platz der Aebtissin, ein Lehnstuhl mit hohem Rücken versehen. Für die Nonnen und Mönche standen an den beiden langen Seiten des Saales Bänke, und zwischen diesen in der Mitte stand ein einfacher Tisch von Eichenholz, an dessen oberem Ende, ungefähr dem Sitz der Aebtissin gegenüber, ein Kreuz von etwa anderthalb Fuß Höhe mit dem Bild des Erlösers aufgestellt war.

In diesem Saal wurde die Aebtissin gewählt und jede wichtige Angelegenheit des Klosters berathen. Hierher wurde auch Margaretha bei ihrer

*) Dalarne (die Thäler) eine schwedische Provinz.

Ankunft in Wadstein geführt, aber ihre Hofleute erhielten keinen Zutritt.

Die Königin setzte sich zur rechten der Aebtissin, auf den oberen Platz derselben Bank, auf welcher die Nonnen saßen, und der Bank, welche die Mönche unter dem Vorsitz des Beichtvaters Magnus einnahmen, gerade gegenüber.

Nachdem Alle ihre Plätze eingenommen hatten, nahm Ingegerd das Wort und sprach:

— „Sei willkommen in diesem Kloster, Königin! Wir haben Dir nur wenig in unsern Mauern zu bieten, und wenig oder nichts von den Gütern, auf welche die Welt soviel Werth legt. Aber suchst Du hier Frieden für Dein Herz, so wirst Du nicht unzufrieden mit der Zeit sein, welche Du hier zubringst.“ —

Margaretha schien durch diese Begrüßung gerührt zu sein und antwortete mit weicher Stimme:

— „Ich komme nicht hierher, um die eiteln Freuden dieser Welt zu suchen, die mir bis jetzt in reichem Maaße vergönnt gewesen sind. Niemand im Norden hat das Leben so genießen können,

wie ich. Ich besitze Alles: Gesundheit, Macht, Ansehn, Glück, nichts hat mir bisher gefehlt, und dennoch hat sich meine Seele hierher gesehnt, wie nach dem gelobten Lande." —

— „Dank sei der heiligen Jungfrau für diese Erweckung!" — fiel Ingegerd ein, indem sie ein Kreuz schlug.

— „Höret mich, Freunde" — fuhr Margaretha fort. — „Es geschah einst, daß ein Weib, welches mehr als andere Menschen Versuchungen von tausenderlei Art ausgesetzt war, tief betrübt über ihren großen Seelenschaden wurde und an ihrer geistigen Rettung fast zu zweifeln begann. Die finstersten Gedanken drängten sich ihr auf, und bei jedem Schritt, den sie that, sah sie nur böse Geister, die ihr von dem Reiz der Sünde in die Ohren flüsterten. Da erschien ihr im Traum ein Weib, in ein graues Gewand gekleidet, ihr Antlitz von einem göttlichen Licht strahlend. Mild und tröstend sprach sie der armen Sünderin zu mit folgenden Worten:

— „„Suche die Schwestern und Brüder in Wadstein auf; sie werden Dir aus Deiner Noth helfen!"" — Und siehe, das Weib fühlte sich

beim Erwachen wirklich gestärkt und getröstet durch diese Worte und pries den Herrn und die fromme Birgitta, denn sie war es und keine andere, welche sich der Unglücklichen erbarmt hatte.“ —

— „Ich erkenne unsere heilige Mutter an dieser Zärtlichkeit für alle Sünder und an ihrer stets thätigen Fürsorge für ihre Besserung“ — antwortete Ingegerd. — „Aber wer war das Weib, von welchem Du sprachst, meine Schwester?“ —

— „Sie steht vor Dir!“ — rief Margaretha mit niedergeschlagnen Augen und über die Brust gekreuzten Armen.

Eine allgemeine Bewegung im Saale zeugte von der Ueberraschung, welche durch dieses Geständniß hervorgebracht worden war. Wohl war Margaretha als eine gottesfürchtige Frau bekannt, welche ihre religiösen Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllte; daß sie aber ihren Seelenschaden so offen bekennen würde, erwartete man nicht von der mächtigen Königin. Sogar die strenge Aebtissin wurde durch diese Demuth zu Thränen gerührt und dankte in ihrem Herzen Gott für die Erweckung zur Besserung, die ihrer Jugendfreundin widerfahren war.

— „Es ist nicht die Königin, es ist die Sünderin, welche zu Euch kommt!“ — fuhr Margaretha fort. — „Stoßet sie nicht von Euch, helfet ihr lieber durch Eure Fürbitte die Mutter Gottes besänftigen, gegen welche sie sich schwer versündigt hat! Wenn Gebet und Fasten diese tief verwundete Brust beruhigen können, so soll keine Bußübung, so schwer sie auch sein mag, versäumt werden. Führt mich in Eure Klosterkirche laßt mich am Altar meine Sünden bekennen und legt mir alle Bußen auf, die meine Lage nothwendig macht! Ich bin bereit, Alles für die Rettung meiner Seele zu thun, und fühle mich nicht würdig, auf einer und derselben Bank mit den frommen Schwestern zu sitzen, die ich hier um mich sehe.“ —

Ingegerd tröstete sie mit der Hoffnung auf eine ruhigere Gemüthsstimmung, wenn sie erst am Altar ihr Herz vor Gott ausgeschüttet und sich die strengen Bußübungen des Klosterlebens mit Gebet und Fasten auferlegt haben würde. Als sich Margaretha willig zeigte, dieses christliche Werk sofort zu beginnen, lös'te sich die Versammlung auf und ging in Prozession zur Kirche. Dort sank Margaretha in Gegenwart aller umstehenden Mönche

und Nonnen am Altar nieder und beichtete mit lauter Stimme dem Vater Magnus ihre Sünden. Es gab keinen Fehler, dessen sie sich nicht als schuldig anklagte, ja sogar in ihren Gedanken behauptete sie täglich und stündlich Missethaten begangen zu haben, welche Gottes Strafe auf ihr verbrecherisches Haupt herab rufen mußten. In der That — nach diesem Bekenntniß zu urtheilen, war sie eine große Sünderin. Auch legte ihr der Beichtvater zur Sühnung aller dieser Sünden zehntägige und zehnnächtige Fasten und Gebete auf und gebot ihr, sich während dieser Zeit aller Gemeinschaft mit der äußeren Welt zu enthalten.

Margaretha unterwarf sich dieser strengen Buße, ohne gegen irgend eine Vorschrift des Klosters zu fehlen oder nur im mindesten über die Härte der Strafe zu klagen. Erleichterten Gemüths begab sie sich dann unter die abermals im Wahlsaal versammelten Nonnen und Mönche und bat dieselben demüthig, sie nun, da sie Vergebung für ihre Sünden zu hoffen wage, als „**soror ab extra**“ anzunehmen und in das Verzeichniß der Schwestern einzutragen.

Diese Bitte konnte nicht anders, als mit Freude von der Vorsteherin des Klosters aufgenommen werden, die in der Protection der neuen Schwester eine abermalige Bürgschaft für den künftigen Bestand des jungen Klosters sah. Auf Ingegerds Geheiß brachte Katharina das Registerbuch herbei — ein in schwarzes Leder gebundenes und mit zwei Messingschlössern versehenes Buch, in welches die Klosterleute ihre Namen theils eigenhändig eingeschrieben, theils durch die Aebtissin hatten einschreiben lassen. Als dieses Buch aufgeschlagen auf dem Tisch lag, nahm Margaretha die Feder in die Hand und war im Begriff, ihren Namen hinein zu schreiben, als ihre Blicke auf den Namen der zuletzt eingeschriebenen Nonne fielen. Es war Elisifs Name. Sie zögerte einen Augenblick, nahm dann das junge Mädchen freundlich bei der Hand und sprach zu ihr: — „Dir habe ich sehr viel zu danken, fromme Schwester; jetzt sehe ich auch, daß ich von Dir zu lernen habe, wie sich ein wahrer Christ benehmen muß; denn Du bist schon länger im Kloster." —

Drauf schrieb sie ihren Namen ein, küßte demüthig die Hand der Aebtissin und that dann

dasselbe bei allen übrigen anwesenden Nonnen und Mönchen. An der Thür stand der Jüngste der Klosterbrüder. Er wollte seine entblößte Hand nicht zum Kuß hinreichen, sondern hüllte dieselbe in seinen weiten Rockärmel. Dieß entging Margarethen nicht, die deshalb laut zu ihm sagte: — „Das darfst Du nicht thun, mein Bruder! Reiche mir Deine bloße Hand, ich bin nun Deine Schwester geworden.“ —

Der Mönch that, wie ihm geheißen ward, und Margaretha küßte ehrerbietig seine ausgestreckte Hand.

Das war die mächtige Frau, die am Ende des dreizehnten Jahrhunderts den ganzen Norden regierte!

Ehe sie das Kloster verließ, traf auch die langersehnte Botschaft von Rom in Betreff der Heiligsprechung Birgitta's daselbst ein. Schon während der Lebenszeit Katharina's, Birgitta's Tochter, war ein Versuch bei dem Papst gemacht worden, sie heilig sprechen zu lassen; allein obgleich sie in Rom wohl bekannt war und das Volk viele ihrer Wunderthaten noch nicht vergessen hatte, konnte Katharina den heiligen Vater doch nicht dahin brin=

gen, ihren eignen und Schwedens innigsten Wunsch zu erfüllen, und endigte ihr Leben ohne die mindeste Hoffnung, daß dieser Wunsch künftig jemals erfüllt werden würde.

Ingegerd wiederholte dieses Gesuch bei dem Papst und wurde dabei von dem König, wie von dem Reichsrath kräftig unterstützt, weil man einen schwedischen Heiligen, den es noch nicht gab und der damals für die größte Zierde des Landes galt, zu haben wünschte. Die langjährigen Streitigkeiten um den päpstlichen Stuhl verzögerten zwar die Entscheidung dieser Angelegenheit, allein Ingegerd brachte es durch ihre fortwährenden Erinnerungen endlich dahin, daß sich der Papst ernstlich für die Erfüllung ihres Verlangens aussprach.

Zufällig befand sich nun der in unserer Erzählung mehrfach erwähnte Mönch Olaus in Rom, um die Absolution des heiligen Vaters für die Unterstützung zu suchen, die er den Klosterräubern in Wadstein geleistet hatte. Er sollte, nachdem er die Vergebung seiner Sünde erhalten hatte, nach Hause zurückkehren, und der Papst benutzte diese Gelegenheit, um durch ihn die Nachricht von sei-

ner Entschließung nach Schweden gelangen zu lassen.

Olaus Ankunft im Kloster erregte großes Aufsehn. Er war in Rom gewesen, und eine Reise nach Rom war damals etwas so Ungewöhnliches und Seltenes, daß nur wenig fehlte, um Olaus in den Augen des Volks als einen Heiligen erscheinen zu lassen. An das Verbrechen, wegen dessen ihm diese Reise auferlegt worden war, dachte man nicht länger; es war genug, daß er den Statthalter Christi auf Erden und alle Reliquieen der heiligen Märtyrer mit eignen Augen gesehen hatte. Der ehemalige Koch war nun ein wichtiger Mann geworden und zeigte auch sogleich bei seinem Wiedereintritt ins Kloster einen Gesichtsausdruck, der deutlich die hohe Meinung aussprach, die er nach Beendigung seiner großen Reise von sich selbst gefaßt hatte. Auch die Kleidung, welche er trug, stimmte mit dieser hohen Meinung überein; denn der Pilgermantel, der mit Muscheln besetzt war, zeigte überall noch kleine Stückchen Holz oder Stein, Zeuglappen, Perlen, Knochen und Fragmente von Rosenkränzen, die nach seiner Versicherung sämmtlich Reliquien aus Rom und vom heiligen Vater

eigenhändig gesegnet sein sollten. Der Stab, auf den er sich stützte, war nach seiner Behauptung ein Geschenk des Papstes, und sein Hut hatte, wie er versicherte, irgend einem Märtyrer zugehört, dessen Name ihm entfallen war.

Ingegerd empfing ihn freundlich, obgleich sein Benehmen ihr keineswegs wie das eines Bußfertigen vorkam, der von einer Pilgerfahrt zurückkehrt, die er seiner Sünden halber hat unternehmen müssen. Sie forderte ihn auf, die Bußübungen anzugeben, die ihm der heilige Vater auferlegt hatte, und Olaus verbreitete sich nun weitläufig über Alles, was er zur Sühnung seines Vergehens gethan haben wollte, indem er mit der Versicherung endigte, daß er, obgleich er einer der größten Sünder in der ganzen Christenheit gewesen sei, doch nunmehr wieder hoffe, der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden, da ihm die Gnade wiederfahren sei, den Fuß des heiligen Vaters zu küssen.

— „Aber fast hätte ich vor lauter Freude über meine Rückkehr in dieses liebe Kloster vergessen" — sagte Olaus, nachdem seine Zunge mehrere Stunden hindurch unaufhörlich beschäftigt gewesen war, alle seine unglaublichen Abentheuer Je=

dem, der sie hören wollte, ausführlich zu erzählen — „daß ich noch einen besondern Auftrag von Rom habe.“ —

Alle Anwesende machten große Augen und warteten neugierig, was nun kommen sollte, nachdem sie schon so viel Merkwürdiges erfahren hatten.

— Der heilige Vater“ — nahm Olaus das Wort — „sagte zu mir: — „„Nun, mein Sohn, gehe ins Kloster Wadstein und nimm diese Bulle mit Dir, die mit meinem Siegel versehen ist! Du wirst sehr willkommen sein, wenn Du das Kloster erreichst und diese Pergamentrolle den Händen der frommen Aebtissin übergiebst.““ —

— „Hier bin ich nun, und die Rolle habe ich auch bei mir“ — fuhr er fort, indem er das erwähnte Document hervorzog. — „Nun muß ich doch willkommen sein, denn der heilige Vater selbst hat es gesagt.“ —

Ingegerd fühlte sich froh überrascht, als sie aus der päpstlichen Bulle ersah, daß ihr innigster Wunsch wahrscheinlich in Erfüllung gehen würde. Das gesammte Klosterpersonal wurde sogleich in den Wahlsaal zusammengerufen, um diese große Neuigkeit zu erfahren — und Margaretha selbst fand

sich mit den übrigen Bewohnern des Klosters daselbst ein, eben so vergnügt, wie diese, über die Gerechtigkeit, welche man der verstorbenen heiligen Stifterin des Klosters endlich wiederfahren ließ.

Die hierauf folgende Berathung dauerte mehrere Stunden und führte zu dem Beschluß, daß Pater Magnus sich unverzüglich mit Briefen der Königin, des Reichsrathes und der Bischöfe und Aebte Schwedens nach Rom begeben und dort alle Schritte thun sollte, die zur Erreichung des gegewünschten Zieles nöthig sein würden. Ingegerd selbst wollte ihm eine Woche später mit zwei Schwestern und vier Brüdern folgen und den eben zurückgekehrten Bruder Olaus, als einen reisekundigen Mann, zur Begleitung mitnehmen.

Die Königin Margaretha billigte diesen Beschluß durchgängig und versprach, den Pater Magnus mit Briefen an Seine Heiligkeit selbst und an mehrere Kardinäle zu versehen.

— „Es ist nur ein Umstand" — setzte sie hinzu — „der mir nicht gefällt, daß nämlich meine Stellung im Staate meine Gegenwart hier nothwendig macht, sonst würde ich bitten, an der

bevorstehenden Reise Theil nehmen zu dürfen. Um wieviel glücklicher seid Ihr doch, ihr frommen Schwestern, glücklicher, als sogar die Königin der nordischen Reiche!" —

Olaus war außer sich vor Freude und Stolz über das Vertrauen, das man ihm zeigte. Er hielt sich nun für ganz unentbehrlich bei dieser Reise und bildete sich ein, ihm sei die Leitung des ganzen Unternehmens anvertraut. Er wurde wo möglich noch einmal so stark an Umfang, als er früher gewesen war; wenigstens schienen seine Wangen aufgeblasener als je zu sein, und mit einer an Lächerlichkeit grenzenden Wichtigkeit sprach er: — „Ich nehme diese höchst verantwortliche Stellung an." —

Ingegerd wandte sich nun an die auf der andern Seite sitzenden Nonnen und sprach:

— „Ich möchte keine von Euch, meine Schwestern, an meiner Seite vermissen, wenn die heilige Stifterin unsers Ordens unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wird; allein der großen Entfernung halber, welche Rom von Wadstein trennt, ist es nicht möglich, Euch alle mitzunehmen. Ich muß mich demnach blos auf Zwei

aus Eurer Mitte beschränken, und dazu habe ich die Schwester Elisif und Katharina ausersehen." —

Diese Mittheilung machte einen sehr verschiedenen Eindruck auf die beiden gewählten Begleiterinnen. Katharina's Herz klopfte vor Freude und Glück bei dem Gedanken, daß es nun eine Möglichkeit für sie gab, Neapel wieder zu sehen. Elisif dagegen sah es ungern, daß sie dem ruhigen Asyl wieder entrissen werden sollte, in dem sie nach den letzten Stürmen der Ruhe so sehr bedurfte. Doch sprach sich in beider Mienen nichts als Ergebung aus, und als sie zur Aebtissin vorgingen, um deren Hand zu küssen und ihren Segen zu empfangen, vermochte kein sterbliches Auge zu bemerken, daß zwei so entgegengesetzte Gefühle, wie Kummer und Freude, in ihrer Brust herrschten.

Als sie darnach ihre Plätze wieder eingenommen hatten, wählte Ingegerd die vier Mönche, welche sie begleiten sollten, um Birgitta's Sarg zu tragen, der bisher in einer Gruft unter der Klosterkirche beigesetzt gewesen war, nun aber auf ausdrücklichen Befehl des Papstes nach Rom gebracht werden sollte. Sie wurden angewiesen, sich durch

Fasten und mehrerlei Bußübungen auf diese heilige Verrichtung vorzubereiten, und empfingen ebenfalls den Segen der Aebtissin.

Damit wurde die Versammlung im Wahlsaale geschlossen und alle Bewohner des Klosters durften in ihre Zellen zurückkehren, um in der Einsamkeit den wärmsten Dank ihres Herzens für die große Gnade, welche der Mutter des Klosters — Frau Birgitta — widerfahren sollte, der Jungfrau Maria und allen Heiligen darzubringen.

Auch Ingegerd sank in ihrer Zelle auf die Kniee und pries und dankte Gott für die schnelle Erfüllung ihrer vieljährigen Bitten. Als sie sich wieder erhob, sah sie, daß sie nicht mehr allein war. Margaretha war während des Gebets leise in ihre Zelle getreten und erwartete geduldig das Ende ihrer Andachtsübung.

— „Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen, Ingegerd“ — sprach die Königin zu ihr.

— „Wie! Du willst unser Kloster schon wieder verlassen? Ist Dir die Ruhe in diesen Mauern so unerträglich?“ —

— „Gewiß nicht; aber die Absicht, die ich mit meinem Besuch verband, ist erreicht; ich habe

Dich, meine Jugendfreundin und Gespielin, wieder gesehen und diesem Kloster die erste Probe von dem Wohlwollen gegeben, mit dem ich künftig mein geliebtes Wadstein stets zu erfüllen gedenke. Die Regierungsgeschäfte machen meine Rückkehr ins Weltleben nöthig. Das flüchtige Heer des gefangnen Albrecht verbreitet Tod und Verheerung über mein ganzes neues Land, das bald zu einer Wüste werden würde, wenn nichts dagegen gethan wird. Außerdem werden alle Küsten von kühnen Seeräubern beunruhigt, die von den aus Stockholm entflohenen Mützenbrüdern angeführt werden, weit hinauf in die Flüsse dringen und mit Feuer und Schwert wüthen. Meine eignen Krieger reichen blos aus, die zahlreichen Schlösser zu belagern, die noch in den Händen der Deutschen sind. Ich selbst muß hinaus und mich dem schwedischen Volk zeigen, um es zu einer allgemeinen Erhebung zu vermögen. Das ist unbedingt nothwendig, wenn Schweden nicht noch viele Jahre an einem Bürgerkrieg bluten soll. Du siehst also, daß mein längeres Verweilen im Kloster ein Uebel verlängern würde, dem ich durch meine Gegenwart abhelfen zu können glaube.“ —

Bayerische Staatsbibliothek München

— „So gehe hin, Königin, zu dem Werk, das Dich ruft! Die Menschen müssen in ihrem Weltleben vergessen, daß es einen Gott giebt, denn sie scheinen den göttlichen Geboten trotzen zu wollen, welche verordnen, daß wir Alle hier auf Erden Brüder und Schwestern sind. Das Paradies, das Er uns zu bewohnen gab, wollen sie zu einer Räuberhöhle machen. O heilige Jungfrau, strafe dieses sündige Geschlecht nicht, wie es verdient!

— „Lebe wohl, Ingegerd! Wenn wir uns wieder sehen, hast Du den Segen von den Lippen des heiligen Vaters erhalten. Vergiß mich dann nicht in Deinem Gebet! Ich werde während Deiner Abwesenheit treu über das Heiligthum dieses Klosters wachen." —

Mit diesen Worten trennte sie sich von der Aebtissin und verließ bald darauf das Kloster.

* * *

Bayerische Staatsbibliothek München

Capitel XXV.

St. Birgitta.

Pater Magnus langte zuerst in Rom an, nachdem er unterwegs einen seiner Begleiter, den Mönch Johannes, verloren hatte. Kurze Zeit nach ihm traf auch die Aebtissin mit ihren beiden auserwählten Nonnen ein, sammt den vier Mönchen, welche die Gebeine Birgitta's trugen, wohl verwahrt in einem einfachen hölzernen Sarge, der blos mit einem Kreuz geschmückt war.

Sie fanden den heiligen Vater durchaus nicht abgeneigt, auf ihre Wünsche einzugehen, und wurden im Allgemeinen auf eine Weise empfangen, welche ihnen die größte Hoffnung auf Erfolg einflößte.

Von drei Kardinälen und einigen andern gelehrten Männern wurden zunächst alle Handlungen und Wunder in Frau Birgitta's Leben, welche Magnus vorgelegt hatte, durchgegangen und geprüft. Mehrere Monate vergingen, ehe diese Aufgabe gelöst war. Erst um die Zeit der Larsmesse *) des Jahres 1391 erklärten sich die damit Beauftragten bereit, ihr Gutachten über Birgitta's Heiligsprechung abzugeben. Dieses Gutachten enthielt zunächst eine kurze historische Uebersicht alles dessen, was seit Birgitta's Tod in Bezug auf deren Heiligsprechung geschehen war, meldete dabei die von dem spanischen Cardinal Johannes im Cardinalcollegium wegen Birgitta's Canonisation gehaltene Rede im Anfang des Jahres 1378, erwähnte die durch den bald darnach erfolgten Tod des Papstes Gregor XI. geschehene Unterbrechung und die durch dessen Nachfolger Urban VI. verordnete abermalige Untersuchung, berichtete, daß auch diese zu Birgitta's Gunsten ausgefallen sei und Birgitta schon damals heilig gesprochen sein würde, wenn nicht das unglückliche Schisma ein-

---

*) Larsmesse d. i. der 10. August.

getreten wäre, welches die Kirche zwischen dem Papst in Rom und dem von einigen Cardinälen gewählten Nebenpapst in Avignon theile, und endigte mit der Erklärung, daß die mit der Prüfung Beauftragten von Birgitta's Heiligkeit vollkommen überzeugt wären.

Magnus übergab der Commission bei dieser Gelegenheit auch zwei Bücher, deren eines Birgitta's „Revelationes“ oder geistliche Offenbarungen, das andere unter dem Titel „Zeugnißbuch“ eine Beschreibung ihres Lebens und ihrer Wunder enthielt.

Der Papst erwiederte darauf, daß er diesen Gegenstand in Ueberlegung ziehen werde, daß aber inzwischen jeder Cardinal ein Exemplar von Birgitta's Offenbarungen erhalten und das abgegebene Gutachten an den Thüren der vornehmsten Kirchen Roms angeschlagen werden sollte, so daß Jedermann seine beliebigen Bemerkungen darüber machen könne.

Als diese Verordnung vollzogen worden war und die Bewohner Roms mehrere Wochen lang Zeit gehabt hatten, das Gutachten der Cardinäle

zu lesen, fertigte der Papst endlich die Kanonisationsbulle selbst aus, in welcher Birgitta für heilig erklärt und zugleich angeordnet wurde, daß sie als Heilige verehrt und in das Verzeichniß der Heiligen eingetragen werden solle.

In dieser Bulle geht der Papst ihr ganzes Leben durch, vom ersten Wunder bei ihrer Geburt an bis zu dem, welches ihrem Tod folgte. Eine wörtliche Mittheilung derselben würde zu weitläufig sein, aber wir können nicht unterlassen, einige Auszüge daraus zu geben, welche von dem Geist zeugen, der damals in der katholischen Kirche herrschte.

Nachdem nämlich die Wunder ihrer ersten Kindheit erwähnt sind, äußert der Papst seinen Schmerz darüber, daß sie, die seit ihrem dreizehnten Lebensjahre mit ganzer Seele darnach trachtete, in unversehrter Jungfräulichkeit dem Herrn zu dienen, von ihren Eltern und Verwandten gezwungen wurde, sich zu verehelichen. Allein dem Beispiel Sara's und Tobia's folgend waren die frommen jungen Gatten übereingekommen, länger als ein Jahr unverbrüchliche Keuschheit zu bewahren. Ihre Fasten und Kasteiungen z. B. das langsame

Tröpfeln von heißem Wachs auf verschiedne Theile des Körpers, werden in der Bulle natürlicher Weise eben so gelobt, wie ihr blinder Gehorsam gegen die Kirche und deren Diener, der in folgenden Worten gerühmt wird: — „„Gegen Prälaten, Vorgesetzte und Beichtväter beobachtete sie einen so strengen Gehorsam, daß sie ohne deren Genehmigung die Augen nicht zu erheben wagte."" — Ihre Sorgfalt gegen Arme und Kranke wird folgendermaßen gepriesen: — „„Zu diesem Zweck pflegte sie, so lange ihr Mann lebte, in ihrem eignen Hause zwölf Arme zu speisen, bediente dieselben und gab ihnen mit eigner Hand, was sie bedurften; auch wusch sie ihnen Freitags die Füße, zur Erinnerung an des Herren Abendmahl."" — Dann werden ihre wiederholten Offenbarungen und Gespräche mit ihrem Bräutigam dem Erlöser mit den Worten erwähnt: — „„Durch diese ununterbrochne tugendhafte Handlungsweise hat diese edle Wittwe durch des heiligen Geistes Gnade sich die Gabe erworben, die Gedanken Anderer zu entdecken und ihre verborgnen Begierden und geheimen Unternehmungen zu durchschauen"" — und eine Menge Wunder aufgezählt, die sie theils bei ihrem

Leben, theils nach ihrem Tod gethan hat. So hat sie z. B. bei irgend einer Gelegenheit einer bußfertigen Sünderin den Teufel mit den Worten ausgetrieben: — „„**Recede, Diabole, quia satis inquietasti istam creaturam Dei!**““ — Weiter wird erwähnt, wie sie Blinde sehend, Stumme redend, Sterbende gesund machte und die Sünder beim ersten Anblick an dem Schwefelgeruch erkannte, der von ihnen ausging. Auch ihre letzte Stunde sagte sie fünf Tage voraus, und als die bestimmte Stunde gekommen war, rief sie ihre Familie zu sich, theilte derselben ihre letztwilligen Anordnungen mit, beichtete pflichtmäßig, empfing das „**viaticum**“ und die letzte Oelung und, während die Messe in ihrer Gegenwart verrichtet wurde, erhob sie die Augen gen Himmel, betete zu Jesum Christum und rief: — „ **Jn manus tuas, Domine, commendo spiritum meum!**“ — Damit schwang sich die heilige Seele zu dem Schöpfer empor, der sie zu sich gerufen hatte — am 23. Juli 1373. Endlich erwähnt der heilige Vater, wie die Nachricht von ihrem Tod plötzlich Kummer und Bestürzung über Rom verbreitete und wie das Volk haufenweise herbeiströmte, um die heilige Leiche zu

sehen und zu berühren. Und nun folgt ein Wunder nach dem andern.

Kaum war diese Bulle des heiligen Vaters in Rom bekannt, so hörte man den Namen Birgitta's von allen Lippen. Unzählbar waren die Wunder, welche nun zu Tage kamen, und die Römer wetteiferten unter einander, dieselben zu erhöhen. — „Bei ihr flossen alle Tugenden über“ — hieß es — „Mäßigkeit und Ehrbarkeit, Einfachheit mit Bescheidenheit, Demuth mit Gehorsam, Schönheit mit Selbstgefühl, Freudigkeit und Enthaltsamkeit, sowie eine stets thätige Menschenliebe.“ —

— „Wahrhaftig, sie war eine heilige Frau!“ — rief die Masse.

Und viele Stimmen riefen demüthig nach: — „Beata Birgitta, ora pro nobis!“ —

Unterdessen trafen Magnus und Ingegerd alle zu der bevorstehenden Feierlichkeit nöthigen Vorbereitungen. Sonnabend und Sonntag der 7. und 8. October des Jahres 1391 war dazu bestimmt.

In einer alten Handschrift über diese Festlichkeit wird erzählt, daß die Opfer, welche für die neue Heilige dargebracht wurden, in hundert achtpfündigen, zweihundert vierpfündigen, dreihundert

zweipfündigen Wachskerzen, funfzehntausend Lampen mit den dazu gehörigen Dochten, vier Tonnen Oel und so viel frischem Olivenlaub bestanden, wie zehn Esel tragen konnten. Damit sollte der Pallast des Papstes und die Sankt Peterskirche geschmückt werden.

Als nun Alles für die Feierlichkeit vorbereitet war, begann am Freitag Abend Sankt Peters große Glocke zu läuten, worauf die sämmtlichen Glocken in der Stadt einfielen und bis zum Einbruch der Nacht ununterbrochen läuteten.

Um zwei Uhr des Sonnabends früh wurde wieder mit allen Glocken geläutet bis zum Aufgang der Sonne. Nachdem der Papst in seinen Gemächern die Messe gehört hatte, begab er sich in großem Staat in die im Pallast gelegne Kapelle, die mit vergoldeten Tapeten behangen, durch unzählige Kerzen beleuchtet und mit wohlriechenden Blumen bestreut war. Cardinäle und Prälaten begleiteten ihn in festlichen Gewändern, alle Wachskerzen in den Händen tragend. Ueber dem Papst wurde ein Thronhimmel von dem kostbarsten Zeuge getragen, und vor ihm trug man unter einem etwas kleinerem Thronhimmel das heilige Sakrament.

Die Prozession betrat unter Psalmensingen die Kapelle und nach einigen unbedeutenden Ceremonieen ging der Papst zu einem unweit des Hochaltars errichteten Katheder, auf dem er Platz nahm, einige Diakonen zu seinen Füßen, auf beiden Seiten von Kardinälen umgeben, die längs der Wände der Kapellen auf rothbekleideten Bänken saßen. Von da aus hielt der Papst unter dem tiefsten Schweigen der Zuhörer eine Rede über den Text: — „**Viduam ejus benedicam, et florebit super ipsam sanctificatio mea.**“ *)

Nach dieser Rede forderte einer der Kardinäle die Anwesenden auf, Gott um Befreiung von ihren Sünden zu bitten, worauf der heilige Vater von seinem Sitz aufstand, seine päpstliche Mütze abnahm und mit gefaltenen, hoch erhobenen Händen, sowie mit lauter Stimme das „**Veni, Creator Spiritus**“ anstimmte. Als dieser Gesang vorüber war, wurde ein Gebet abgelesen, das mit den Worten begann: — „**Deus, qui corda fidelium**“ **etc.** Drauf bedeckte der Papst sein Haupt wieder,

*) Ich will seine Wittwe segnen und meine Heiligung soll über sie kommen.

nahm seinen Sitz wieder ein und verkündigte, daß die selige Wittwe Birgitta heilig sei und in das Buch der Heiligen werde eingetragen werden. Zugleich wurde Ablaß für alle Sünder verkündigt, welche diesem Kirchenfest beiwohnten, sowie für diejenigen, welche in den nächstfolgenden beiden Tagen die Kirchen Sanct Peters und Sanct Lorenzo's besuchen würden.

Während dieser ganzen Feierlichkeit hatte Ingegerd mit ihren Nonnen und Mönchen in einem entfernten Theil der Kapelle auf den Knieen gelegen und vor einem kleineren Altar, vor welchem der Sarg Birgitta's aufgestellt worden war, gebetet. Nun erhoben sie sich vom Fußboden und gingen langsamen Schrittes nach dem Platz, den der Papst inne hatte. Hier trafen sie die fünf Procuratoren, die in knieender Stellung von einem der Cardinäle den über diesen Act ausgefertigten, mit dem Siegel des Papstes versehenen offnen Brief empfingen, und denselben dem Pater Magnus überreichten, der ihn sofort der Aebtissin Ingegerd einhändigte. Als diese den Brief empfing, küßte sie ihn ehrfurchtsvoll und kehrte dann mit den Ihrigen an ihren früheren Platz zurück.

Nun stimmte der Papst das „**Te deum laudamus**“ an, und als dieß gesungen war, wurde unter fernerem Gesang eine Procession durch die Kapelle unternommen, wobei jeder ein brennendes Licht in der Hand trug. Sobald der Papst seinen Thronsitz wieder erreicht hatte, stellte sich ein Diaconus auf die mittlere Treppenstufe an seine Seite und intonirte laut: „**Ora pro nobis, beata Birgitta. Halleluja!**“ —

Hierauf segnete der Papst die Versammlung und damit endigte die Feierlichkeit in der Kapelle.

Ingegerd kehrte nun mit ihren Begleitern in das Kloster St. Lorenzo's zurück, wo sie während ihres Aufenthalts in Rom Aufnahme gefunden hatten. Am Nachmittag desselben Tages fand sich der Küchenmeister des Papstes bei ihr ein, ein kleiner, dicker Mann mit Hängebauch und kurzen Beinen, mit einem unförmlich großen Kopf, mit kleinen Augen und wirrem ungekämmten Haar. Sein Aeußeres glich eher einem Hofnarren, als einem Chef der päpstlichen Küche.

Als er in den großen Saal des Klosters zu Ingegerd und den übrigen Schweden geführt wor=

den war, sprach er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung:

— „Sei gegrüßt, fromme Mutter! Der heilige Vater, der Eure Ankunft in Rom, besonders bei einer Gelegenheit, wie die gegenwärtige, gern gesehen, hat mir befohlen, seinen Kindern aus dem Norden zu verkünden, daß er morgen Sanct Birgitta's Gast sein will.“ —

Magnus wußte sehr wohl, was diese Einladung bedeuten sollte, und war darauf vorbereitet. Er ließ dem Küchenmeister geben, was zu einer guten Mahlzeit gehörte, und zwar nach den Angaben der alten Handschrift, aus welcher wir schöpfen, ein jähriges Kalb, das 7 Ducaten kostete, 24 Kapaunen, 24 Hühner, 24 Tauben, Konfect verschiedener Art, im Werth von 20 Ducaten, und zwei Eimer des besten Weins.

Der Küchenmeister empfing jede dieser Gaben mit lächelndem Munde und murmelte Danksagungen vor sich hin, von denen man kein Wort verstehen konnte. Entzückt über den herrlichen Anblick der leckeren Eßwaaren, sprach er endlich vertraulich zu dem Vater Magnus: — „In dem unbekannten Lande jenseits der Berge, in welchem Du Dein

Zelt aufgeschlagen hast, Bruder, findet sich wohl nichts von allen diesen köstlichen Gaben Gottes, die wir hier vor uns sehen? — Wie lebt denn der Mensch in diesem Land der Bären? — Hühner und Tauben sind dort wahrscheinlich unbekannte Thiere? — Nicht wahr, so ist es? — Man lebt ja dort wohl vorzüglich von rohen Fischen und ungekochtem Ochsenfleisch? Nicht, lieber Bruder?" —

Magnus suchte den Küchenmeister zu überzeugen, daß er eine ganz unrichtige Meinung von diesem fernen Land gefaßt habe; allein der gute Mann blieb unerschütterlich in seiner Ansicht und als er später die Schweden verließ, gab er ihnen im größten Vertrauen den freundschaftlichen Rath, daß sie, so lange sie in Rom wären, mit allen Kräften von dem Guten essen möchten, das ihnen daselbst geboten würde; — „denn" — setzte er hinzu — „sobald Ihr wieder in Eure Heimath kommt, setzt es doch nichts mehr davon." —

Diese „köstlichen Gaben Gottes" mußten dem Papst selbst einen eben so angenehmen Anblick gewähren, wie seinem Küchenmeister; denn eine alte

Handschrift, *) die alle Feierlichkeiten bei der Heiligsprechung Birgitta's berichtet, sagt darüber: — „und selbiges Alles wurde dem Papst vor seine Thür getragen; und da der Papst es sah, empfing er es dankbarlich, befahl es zu verwahren und gab seinen Segen dem, der es ihm verehret hatte." — — —

Später am Tage, zu der Stunde, da das „**Ave Maria**" gesungen wird, wurde abermals großer Gottesdienst gehalten, ungefähr nach derselben Weise, wie er Vormittags in der Kapelle gehalten worden war. Er fand in der Kirche Sanct Peters statt, die damals noch nicht der gegenwärtige ungeheure Bau war, sondern noch das von Konstantin dem Großen im Jahre 323 errichtete Gebäude. **)

---

*) Diese Handschrift aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts befindet sich in der Königl. Bibliothek zu Stockholm und ist aus alten Chroniken, Geschichtsbüchern und Documenten zusammengetragen von Rasmus Lädwicksson.

**) Diese alte Kirche war 313 Fuß lang, aber so nachlässig gebaut, daß sie schon im 15. Jahrhundert den Einsturz drohte. Sie wurde deshalb im 16. Jahrhundert unter Papst Julius II. niedergerissen. Den Grundstein zur neuen Kirche legte der große Baumeister Bramante am 18. April 1506.

Diese Kirche war für diese Gelegenheit mit Laub und Blumen geschmückt, und jeder Altar, besonders der Hochaltar, erglänzte von hundert Lichtern. Außerdem hingen Lampen in Menge an den Pfeilern, an den Fenstern und von der Decke herab. Der Rest der 15,000 Lampen war an den äußern Wänden der Kirche angebracht, so daß das Gebäude in einiger Entfernung wie ein einziges großes Licht aussah, das die umliegende Gegend die ganze Nacht hindurch erhellte und noch am folgenden Tag brannte.

Der Papst selbst intonirte am Hochaltar den gewöhnlichen Abendgesang und allen Anwesenden wurde abermals Vergebung ihrer Sünden verkündigt.

Damit schloß die Feierlichkeit des Sonnabends; allein während der Nacht wimmelte die Kirche fortwährend von einer Volksmenge, welche die Neugierde dorthin gerufen hatte. Natürlich war die neue Heilige der Gegenstand aller Gespräche und im Allgemeinen schien man von ihren großen Verdiensten und ihrer Heiligkeit vollkommen überzeugt. Ueberall zeigten sich Gruppen von Personen, die

der Erzählung von ihren Wundern begierig lauschten, und deren waren in der That nicht wenige.

So verging die Nacht, und mit dem Anbruch des Tages begann das Läuten mit allen Glocken wieder in allen Kirchen der Stadt. Kaum war die Sonne aufgegangen, so begab sich der Papst in vollem Schmuck, von hundert bewaffneten Dienern umgeben, in die St. Peterskirche. Vor ihm her wurde ein hohes goldnes Kreuz getragen und hinter ihm her gingen die Cardinäle und andere Prälaten. An der Kirchenthür wurden sie von den sämmtlichen Canonicis in Meßgewändern, das Kreuz, den Thronhimmel und die Glocke tragend, empfangen. Von da aus ging die Procession an den Hochaltar, alle brennende Lichter in den Händen haltend und das „Te deum laudamus“ singend.

Der Papst selbst las die Messe über die heilige Birgitta. Während derselben trat ein Cardinal aus Frankreich hervor und legte sein Opfer auf den Altar nieder. Dasselbe bestand aus zwei vergoldeten brennenden Fackeln. Nach ihm kam ein Cardinal von England nnd brachte zwei vergoldete Weizenbrote, auch den Schleier, die Zeichen und das Wappen der heiligen Birgitta. Dann opferte

der Cardinal von Barry zwei große vergoldete Kelche, mit Wein gefüllt und mit dem Wappen und Zeichen Birgitta's und der drei Cardinäle geziert, welche die Kanonisation vorbereitet hatten. Zuletzt nahten sich die übrigen Cardinäle und die fünf Procuratoren der Heiligen, von denen jeder ein Licht, das mit grünen, weißen und rothen Rosen oder Blumen geschmückt war, und ein kleines grünbemaltes Körbchen opferten, in welchem zwei weiße Täubchen und zwei Turteltauben saßen. Alle die genannten Personen küßten nach dem Opfer den Fuß des heiligen Vaters, und die drei zuersterwähnten Cardinäle durften außerdem noch die Hand Seiner Heiligkeit küssen.

Drauf hielt ein Mönch in weißem Gewand eine Predigt, die sich ausschließlich mit dem Leben der heiligen Birgitta und mit der übergroßen Gnade beschäftigte, welche Gott ihr während ihrer ganzen Lebenszeit, sowie nach ihrem Tod erwiesen hatte. Er schloß mit einer Aufforderung an die ganze Versammlung, Gott zu danken und ihn zu preisen. Und als dieß geschehen war, segnete der Papst das Volk, welches dabei auf den Knieen

lag und die Blicke auf den steinernen Fußboden gerichtet hielt.

Nach dem Schluß der Messe setzte sich die Procession abermals in Bewegung. Als sie die Kirchthür erreicht hatte, begab sich der Papst mit allen Cardinälen auf die Gallerie über der großen Thür, von welcher er gewöhnlich zu dem Volk zu sprechen pflegte. Der große Platz unten vor der Kirchthür war mit Menschen gefüllt, die dicht gedrängt neben einander standen und hin und her wogten, ohne von der Stelle zu kommen. Jeder Mönchs- und Nonnenorden hielt sich abgesondert von den andern und jeder Orden ließ sich seine Fahne vortragen, auf welcher sich das Bild des Schutzheiligen befand. Hier zeigten sich Pilger aus allen vier Weltgegenden, dort glänzten in goldenen Rüstungen die vornehmsten Ritter Roms und der ganzen Christenheit. Tausenderlei waren die Trachten, die sich hier unter einander mischten, und die Sprachen, welche hier gesprochen wurden; aber eine Sprache und ein Ausdruck war bei Allen gleich: — Gott zu verehren und Denjenigen, der an Seiner Statt auf Erden saß, den heiligen Vater in Rom.

Unter dem tiefsten allgemeinen Schweigen erhob sich nun der Papst von seinem Sessel. Er hielt einen großen vergoldeten Folianten in der Hand, begann aus demselben zuerst die Namen aller Engel, dann die aller Heiligen in der Ordnung vorzulesen, nach welcher die katholische Kirche sie verehrt, und gelangte dann in das Blatt des Buches, welches für den Namen der neuen Heiligen leer gelassen war. Da ergriff er mit fester Hand eine Feder, die ihm von einem Cardinal auf einem Sammetkissen überreicht wurde, und schrieb damit vor aller Augen den Namen der heiligen Birgitta ein, küßte denselben ehrfurchtsvoll und verkündigte dem Volk, daß, wie er die Heilige jetzt eingeschrieben habe, dieselbe so in der ganzen Christenheit, rings auf der Welt, eingeschrieben und verehrt werde.

In diesem Augenblick zeigte sich eine ungewöhnliche Bewegung unter der Volksmasse. Jeder Anwesende bekreuzte sich nämlich, und da diese Bewegung mehr Platz erforderte, als die dicht gedrängte Menge gestattete, so entstand dadurch eine Verwirrung, die sich erst dann wieder regelte, als

der Papst sich abermals von seinem Stuhl erhob und seinen Segen spendete.

Die sogenannte „Schranklegung" geschah später in der Kirche; doch war der Papst dabei nicht gegenwärtig. Diese Feierlichkeit wurde in einer der kleinen Kapellen vorgenommen, in welche der Sarg Birgitta's gebracht worden war. Nachdem einer der anwesenden Cardinäle eine besondere Messe gelesen hatte, während aus den übrigen Kapellen eine herrliche Musik ertönte, wurde ein silberner kostbarer Heiligenschrein*) hereingebracht. In diesen wurde der Sarg von sechzehn Priestern gestellt nachdem er vorher mit wohlriechenden Kräutern aus dem Morgenland eingeräuchert worden war.

Nach Beendigung der Messe wurde der Sarg den schwedischen Mönchen übergeben, die ihn unter geistlichen Gesängen und begleitet von Ingegerd, Magnus, Elisif und Katharina, in die Kirche des

---

*) Man weiß nicht, ob dieser Silberschrein jemals nach Schweden gekommen ist; man weiß nur, daß im Jahre 1412 die Gebeine Birgitta's in einen von den zwei Gebrüdern Bjelke geschenkten Heiligenschrein von Silber gelegt, welcher 429 Mark wog und von König Johann III. im Jahre 1573 eingeschmolzen und zu den Bedürfnissen des Hofes verwendet wurde.

St. Lorenzoklosters trugen und dort vor dem Altar niedersetzten.

Hundert Lichter brannten rings um den Sarg bei Tag wie bei Nacht während der Zeit, da derselbe dort stehen blieb. Gewaltige Menschenmassen strömten unaufhörlich herbei, um an den Sarg der neuen Heiligen zu beten und ihre mächtige Fürbitte bei der Mutter Gottes anzurufen. Vom Morgen bis in die späte Nacht hörte man die Büßenden rufen: — „**Ora pro nobis, beata Birgitta!**“ — und dieß dauerte mehrere Monate hindurch, bis die Aebtissin mit den Ihrigen nach dem Norden zurückkehrte, die theuern Ueberreste der ersten Heiligen Schwedens mit sich führend.

* * *

ein vor mehreren Jahren abgelegtes Gelübde vorgeschützt, daß sie vor ihrem Tode noch einmal den Ort besuchen wolle, an welchem der erste Gedanke an ihren Uebertritt zum Christenthum in ihr geweckt worden war, um daselbst einige Stunden in der Erinnerung an die Vergangenheit zu verbringen.

Nie hat ein Gefangner, der nach zehn im Kerker verbrachten Jahren seine Freiheit wieder erhält, sich glücklicher gefühlt, als Katharina, da das alte Rom hinter ihr lag und sie dem Ziel zueilen durfte,

nach welchem sie sich so lange mit ihrer vollen Seele gesehnt hatte. Sie athmete so leicht, sie freute sich über die geringste Kleinigkeit, die ihr in den Weg kam. Die Natur kam ihr schöner als jemals vor und der sanfte blaue italische Himmel herrlicher, als sie ihn je gesehen hatte. Sie wollte nur die Ruhestätte Dessen wiedersehen, den sie zwar nicht länger ihren Karl nennen durfte, der ihr aber in ihrem Herzen stets theuer blieb. Auch wollte sie der Königin Johanna ihre tiefe Reue zu erkennen geben und sie um Verzeihung wegen der ungerechten Verwünschungen bitten, welche sie auf das Haupt ihrer früheren Gebieterin geschleudert hatte.

In dieser Stimmung näherte sich Katharina diesem entzückenden, dem schönsten, Plätzchen der Erde, welches wir Neapel nennen. Wie oft hatte sie früher die wohlbekannten Gegenden gesehen, welche sich jetzt ihren Blicken wieder darboten — und dennoch wie begierig verschlang nicht ihr Auge jeden Gegenstand, der in ihren Gesichtskreis trat. Schlösser, Klöster, Kirchen, Paläste, mit Gärten und waldigen Hügeln abwechselnd, Alles lag über den amphitheatralischen Strand hingesäet. Und dazu die schöne Bucht, in deren klaren Wellen

der Vesuv seinen majestätischen Gipfel spiegelt und in der die Inseln Ischia, Capri und Procida wie schwimmende Blumensträuße liegen! Mit Recht nennt der Dichter*) diese Stelle der Erde „**un pezzo di cielo caduto in terra.**“ —**)

Dieß Alles war Katharinen keineswegs fremd, aber ihr langjähriger Aufenthalt in dem stillen Kloster zu Wadstein machte den Contrast gegen die außerordentliche Lebhaftigkeit, welche auf den Straßen Neapels herrschte, um so größer. Sie wurde ganz betäubt durch das Geräusch und begab sich darum mit möglichster Eile in den Palast der Königin Johanna.

Um dahin zu gelangen, mußte sie ihren Weg durch die besuchtesten Straßen der Stadt nehmen, und dabei entging ihr nicht, daß sich während der Zeit ihrer Abwesenheit viel verändert hatte und daß sich überall Krieger in Trachten zeigten, die ihr ganz unbekannt waren. Besonders fiel ihr auf, daß die Bewegung in der Gegend des am Seeufer von Carl von Anjou erbauten Castells, welches noch

*) Sannazaro.

**) Ein Stückchen Himmel, auf die Erde herabgeworfen.

heutzutage Castello nuovo heißt, weit größer als in mehreren andern Theilen der Stadt war und daß die unbekannten Krieger vorzüglich in der Umgegend dieses Kastells sichtbar waren. Je näher sie aber dem Palast der Königin Johanna kam, desto mehr nahm die Bewegung ab, und sie sah sich zu ihrer großen Verwunderung fast ganz allein auf der Straße, als sie durch das große Thor des Palastes eintrat. *) Keine Wache empfing sie hier, wie früher; Alles war öde und still.

Wenn ihr dieser Zustand schon unerträglich war, so erschien ihr Das, was sie beim Durchwandern der hohen Corridors sah, nicht weniger geheimnißvoll. Ueberall war es leer und stumm, wie im Grabe — kahle Wände, an denen kriechendes Gewürm aller Art auf und nieder lief, zerfallene Zimmerdecken, von Spinngeweben überzogen, in denen unheimliche Spinnen saßen und auf Beute lauerten, zerlöcherte Fußböden, auf denen große Ratten mit ihren Jungen spielten. In keinem Ge=

*) Die Ruinen dieses Palastes sind noch jetzt in der sogenannten Strada nuova zu sehen, einem in neuerer Zeit von den Franzosen angelegten Strandweg, der nach Pozzuoli, Baja u. a. O. führt.

mach fand sich irgend ein Geräth; von der frühe-ren Pracht war nicht einmal eine Spur mehr übrig. Wo der Audienzsaal Johanna's gewesen war, wuchs Gras aus den Fugen des Fußbodens. All' die goldene Pracht, welche früher in ihrem Schlaf-zimmer geherrscht hatte, war verschwunden. Die Schrift der Verödung stand auf jeder Mauer zu lesen.

Aengstlich und befangen rief Katharina: — „O heilige Mutter Gottes! Wo ist die Kö-nigin?“ —

— „Königin!“ — antwortete es flüsternd aus dem innersten Gemach.

— „Wer bist Du, der so ganz allein mit mir ist in dieser unheimlichen Wohnung?“ — fragte Katharina.

— „Wohnung!“ — antwortete es flü-sternd.

Katharina wurde nun gewahr, daß es das Echo war, welches ihr antwortete. Dieß schlug sie noch mehr nieder. In den heiteren Sälen der Kö-nigin hörte man also keine andere Stimme, als die dumpfe, täuschende und unheimliche Geister-

stimme des Echo! Welcher Unterschied zwischen Sonst und Jetzt! —

Katharina setzte ihre Wanderung durch die leeren Zimmer und durch die langen öden Gänge fort, bis sie an eine Treppe gelangte, welche aus dem Schlafzimmer der Königin in ein einsames Zimmer führte, das keinen anderen Eingang hatte und seine Beleuchtung durch ein einziges Fenster nach dem Meer hinaus empfing. In einer Ecke dieses Zimmers saß ein Mann, der beide Hände vor sein Gesicht hielt und sich von einer Seite auf die andere wiegte.

So sehr Katharina auch gewünscht hatte, in diesem Palast ein lebendes Wesen zu treffen, welches ihr Auskunft über die vorgegangene Veränderung ertheilen konnte, so wurde sie doch durch den Anblick des fremden Menschen überrascht und fragte zitternd: — „Kannst Du mir sagen, wo sich die Königin jetzt aufhält?" —

Der Fremdling erhob langsam das Haupt, von welchem ein silberweißer Bart bis zur Brust herabhing.

— „Welche Königin meinst Du?" — fragte er.

— „Giebt es denn mehr als eine Königin?“ —

Der Fremde sah sie mit blitzenden Augen an, allein er antwortete ihr nicht.

Katharina fuhr fragend fort: — „Wo ist die Königin Johanna?“ —

— „Ha!“ — rief der Fremdling wild, während er hastig von dem Boden aufsprang und einen Dolch aus dem Busen zog, den er vor den Augen der erschrocknen Nonne hin und her schwang. — „Du suchst also diese Königin? — — — Hahaha! — Die Königin Johanna! — — Ja, wenn Du die suchst, wirst Du sie wohl erst — — — in der schwarzen Hölle finden.“ —

— „Rede nicht so, mein Freund!“ — erwiederte Katharina begütigend. — „Die Königin kann, wie jeder andere Sterbliche, ihre Fehler haben, allein mit dem Beistand der heiligen Jungfrau“ — — —

— „Nein! Ihre Verbrechen können nie gesühnt werden“ — unterbrach der Fremde sie brüllend. — „Sie ist verdammt, hörst Du, verdammt!“ —

Die letzten Worte sprach er mit einem so entsetzlichen Gesichtsausdruck, daß Katharina sich noch mehr entsetzte.

— „Willst Du mir sagen, wo die Königin Johanna gegenwärtig ist?" — fragte sie von Neuem.

— „In der Hölle, habe ich Dir gesagt" — schrie der Fremdling. — „Da ist und bleibt sie!" —

— „Lebt denn die Königin nicht mehr?" — fragte Katharina mit zitternder Stimme.

— „Woher kommst Du wohl, Nonne, daß Du nicht weißt, was sich hier zugetragen hat?" —

— „Ich gehöre jetzt dem hohen Norden an, woselbst sich ein Kloster befindet, das von einem geistlichen, unserm Erlöser angehörigen Orden bewohnt wird. Früher lebte ich in dieser Stadt, allein seit beinahe achtzehn Jahren bin ich nicht hier gewesen und weiß wenig oder nichts von dem, was seitdem hier geschehen ist." —

— „Setze Dich dort in jene Fensternische" — versetzte der Fremde mit etwas sanfterer Stimme

— „so sollst Du hören, was mit der Königin geschehen ist, die Du suchst.“ —

Katharina that wie ihr geheißen wurde, und der Fremde begann folgendermaßen:

— „Du weißt vermuthlich, daß Johanna die Sohnestochter des großen Königs Robert war und unter dessen Leitung mit den vielversprechendsten Eigenschaften aufwuchs, die ein sterbliches Wesen schmücken können. Sie war schön, gebildet, edelmüthig, hochsinnig, tapfer, mit einem Wort, sie war Alles, was die Thronfolgerin eines so guten Königs sein mußte. Bei seinem Tode bestieg sie auch den Thron, und zwar unter glänzenderen Aussichten, als irgend ein Regent vor ihr gehabt hatte. Allein die Erwartungen des Volkes wurden nicht erfüllt. Mit der Macht in der Hand stürzte sie sich in den tiefsten Abgrund, mit Verbrechen besudelt und von ihrem ganzen Königreich verwünscht. Dieselbe Schönheit, welche im Anfang ihrer Laufbahn ihren Schmuck bildete, wurde die Ursache ihres ganzen späteren Unglücks. Schon in einem Alter von sieben Jahren mit Andreas, dem Sohn des Königs von Ungarn vermählt, wurde sie ihres Gemahls überdrüssig, ehe sie noch

völlig erwachsen war. Durch Schmeicheleien von den Lippen der sie umgebenden leichtsinnigen Hofleute verführt, überließ sie sich einem Geliebten nach dem andern, zuerst dem mächtigen Herzog Carl Durazzo. Dieser haßte den jungen König als seinen Nebenbuhler bei der Königin und überredete sie zu einem Meuchelmord an ihrem Gatten. Johanna, die in Durazzo's Armen Geschmack an einer Lebensweise, wie die der Agrippina, gefunden hatte, war mehr als zufrieden damit, ihren Gemahl los zu werden, und gab darum sehr gern ihre Einwilligung zu dem Mord, der auf eine barbarische Weise, nur einige Gemächer von dem eignen Schlafzimmer der Königin entfernt, verübt wurde. — — — Du schauderst, fromme Schwester! — Haha! Das ist noch gar nichts gegen Das, was weiter kommen wird. Höre weiter!

Ungarns König konnte ein so unerhörtes Verbrechen nicht unbestraft lassen. Mit einem mächtigen Heer rückte er in Italien ein und Johanna zitterte für ihren Thron. Zu dieser Zeit lebte an ihrem Hof ein tapferer Krieger, Prinz Ludwig von Tarent. Diesem reichte sie ihre Hand in der Hoffnung, dadurch ihre eigne Sache zu stärken. Al-

lein ihre Truppen mußten den eingedrungenen ungarischen Heeren weichen und sowohl Johanna, als Ludwig wurden zur Flucht genöthigt. Was jedoch die Waffen für die Sache der Königin nicht nicht vermochten, das bewirkte die Pest, welche das schöne Neapel schlimmer heimsuchte, als der grausamste Feind. Die Ungarn flohen, um ihr Leben zu retten, und Johanna kehrte mit ihrem Gemahl unter den Freudenbezeugungen des Volkes zurück, welches hoffte, daß man unter ihrem Scepter wenigstens die Begierden, nicht zu zügeln brauche, denen die Ungarn allzustarke Fesseln angelegt hatten. Lange dauerte jedoch diese Freude nicht; der unglückliche Versuch gegen Sicilien verbreitete überall im Lande Mißvergnügen, im Palast wie in der Hütte, und bald darnach starb der tapfere Ludwig unter den entsetzlichsten Schmerzen, vergiftet von — — seiner eignen Königin. So ging wenigstens das Gerücht!

Schon in demselben Jahre stand Johanna wieder vor dem Traualtar, und zwar dießmal mit Jacob von Arragonien. Das war ein schöner junger Prinz mit allen Eigenschaften, die nöthig sind, einer jungen Frau zu gefallen. Bald war

jedoch der Reiz der Neuheit vorüber und Johanna fiel in ihr früheres Leben zurück. Jacob sah ein, daß er, wenn er sein Leben retten wollte, dem Würgengel entfliehen müsse, der bereits den Dolch nach ihm zückte. Er eilt nach Spanien und wurde dort von dem Schicksal erreicht, dem er in Neapel entgehen wollte. Er fiel jedoch wie ein tapferer Krieger auf dem Schlachtfeld, eine Ehre, die ihm nicht widerfahren sein würde, wenn er in der Nähe der Königin geblieben wäre.

Johanna war also zum dritten Male Wittwe. Sie überließ sich nun ihren zügellosen Begierden und lebte lediglich der Befriedigung derselben. Es gab nur wenige Familien, die ihr nicht ein Opfer liefern mußten, denn alle jungen Männer, welche sie an sich lockte, wurden auch ihre Opfer. Gewöhnlich wurden ihre Körper an dem darauf folgenden Morgen in den Wellen gefunden, welche den Palast der Königin bespülten — — — Unterbrecht mich nicht" — fuhr der Fremdling fort, als er sah, daß Katharina sprechen wollte — „ich weiß, was Ihr sagen wollt, fromme Schwester. Niemand von Johanna's Geschlecht wird so etwas für möglich halten, sogar ihre nächsten Umgebun-

gen würden mit gutem Gewissen schwören können, daß sie nichts davon wüßten. Aber ich, ich weiß, daß es wahr ist, so gewiß ein Gott lebt! — — — Um diese Zeit war, daß ein junger Ritter aus dem fernen Norden hierherkam, ich glaube, er hieß Karl; mehr weiß ich nicht von ihm.“ —

Katharina schrak bei diesen Worten zusammen und ihre Wangen wurden bleich; allein der Fremde bemerkte diese Veränderung nicht und fuhr fort: — „Johanna sah ihn und faßte sogleich den Entschluß, ihn auf den Thron zu erheben. Es war ihr gleichgültig, daß er schon eine Gattin hatte; sie suchte ja blos augenblicklichen Genuß, um Tages darauf den gemordeten Körper des Geliebten ins Meer zu werfen, durch dasselbe Fenster, an welchem Ihr jetzt sitzt.“ —

Katharina verließ erschrocken ihren Platz und suchte sich in einer Ecke des Zimmers zu verbergen.

— „Was fehlt Euch?“ — fragte der Fremdling verwundert über diese schnelle Bewegung. — „Erschreckt Ihr über das Schicksal, welches dem Ritter drohte? — — Tröstet Euch! Sein Körper kam nicht durch dieses Fenster. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen; er starb plötzlich

an einem Schlagfluß, bevor die Wünsche der Königin in Erfüllung gingen.

Dieser Vorfall mußte sie jedoch einigermaßen zur Besinnung bringen, denn in den nächstfolgenden beiden Jahren begnügte sie sich mit heimlichen Liebhabern und zeigte wenigstens in ihrem Aeußern die Haltung, die ihr als Wittwe dreier Männer geziemte. Auf die Länge wurde ihr jedoch dieses Leben unerträglich; sie mußte ihre Hände in frisches Blut tauchen. Zum vierten Mal verheirathete sie sich; und zwar dießmal mit dem Herzog Otto von Braunschweig, einem Mann, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Unzweifelhaft würde sein Tod Johanna bald in den Stand gesetzt haben, sich einen fünften Mann zu wählen, wenn nicht ihre Streitigkeiten mit dem heiligen Vater Urban VI. und dessen Bündniß mit ihrem alten Feind, dem König von Ungarn, ihr Besorgnisse wegen ihres eignen Thrones eingeflößt hätten, den sie blos durch Otto's kräftigen Arm zu behaupten im Stande war.

Im Frühling des Jahres 1381 kam in der That Durazzo mit einem ungarischen Heer vor die Stadt. Die Königin Johanna hatte inzwischen

den König von Frankreich um Hülfe gebeten und, um denselben geneigter zum Beistand zu machen, seinen Bruder, den Herzog von Anjou, als ihren Sohn und Erben adoptirt. Allein dessen Ankunft in Italien verzögerte sich und unterdessen wurde Neapel von den Ungarn durch Verrätherei genommen. Dieß geschah am 16. Juli 1381. Otto wurde schwer verwundet und gefangen; die Königin brachte man in ein Gefängniß, in welchem sie länger als ein Jahr Zeit hatte, die unzählichen Verbrechen ihres vergangenen Lebens zu beweinen." —

Der Fremde schwieg.

— „Und was weiß man seit dieser Zeit weiter von ihren Schicksalen?" — fragte Katharina mit Thränen in den Augen.

— „Am 21. Mai des Jahres 1382" — entgegnete der Fremdling mit eisiger Kälte — erlitt sie denselben Tod, zu welchem sie ihren ersten Gatten, den Prinzen Andreas, verurtheilt hatte — sie wurde im Gefängniß erdrosselt." —

Mit einem Aufschrei der Verzweiflung stürzte Katharina zu Boden.

Triumphirend erhob sich der Fremde von dem Sitz, den er während der ganzen Erzählung inne gehabt hatte.

— „Ich habe mich nicht getänscht" — rief er sich selbst zu. — „Dieses Weib hat in irgend einer Gemeinschaft mit der Mörderin gestanden. Meine Rache kann in Erfüllung gehen. Habe Dank dafür, heilige Jungfrau, daß Du sie in meinen Weg geführt hast!" —

Mit einem Dolch in der Hand bog er sich geräuschlos über die ohnmächtige Nonne und schien mit großer Freude ihren schweren Athemzügen zu lauschen. Mehr als einmal senkte er den Dolch auf ihre Brust um ihn eben so schnell wieder zurückzuziehen, gleichsam als ob er noch ungewiß über die Stelle wäre, an welcher er sie treffen wollte. Endlich legte er leise die Hand auf ihre linke Brust und rief gleichzeitig mit augenscheinlicher Freude: — „Das Herz schlägt! Das ist der rechte Punkt!" —

In diesem Augenblick kehrte Katharina zur Besinnung zurück. Der erste Gegenstand, welcher ihren Blicken begegnete, war der erhobene Dolch, der im Tageslicht blitzte. Sie schauderte zusam-

men und würde unwillkührlich ihre Augen von Neuem geschlossen haben, wenn sie nicht in demselben Augenblick das Gesicht des Fremden erblickt hätte, aus dessen Zügen eine fast wahnsinnige Wildheit glänzte.

— „Was willst Du von mir?" — rief sie, indem sie mühsam ihre wirren Gedanken zu ordnen suchte. — „Ist es möglich, daß ich wache oder phantasire ich?" —

Der Fremde sah sie einige Minuten an, ohne ein Wort zu sagen.

— „Nun gut! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" — sagte er endlich und verbarg den Dolch wieder in seinen Busen.

Katharina floh entsetzt aus dem Zimmer, eilte die Treppe hinab und eilte in Johanna's früheres Schlafgemach. Sorgfältig verschloß sie die schwere Thür hinter sich, damit der Fremde ihr nicht nachkommen könnte.

So bald sie sich wieder allein sah, machte sie ihrem betrübten Herzen Luft und weinte lange und bitterlich über Das, was sie von der unglücklichen Königin gehört hatte. Es war ihr unmöglich, allen diesen niedrigen Beschuldigungen Glauben

beizumessen. Sie selbst war ja so viele Jahre hindurch in der nächsten Umgebung der Königin gewesen, ohne nur die geringste Spur von einem so verbrecherischen Lebenswandel zu bemerken. — „Johanna war äußerst reizbaren Gemüths — dachte sie — „sie war vielleicht auch manchmal leichtsinnig, aber eine Mörderin ist sie gewiß nicht gewesen. Du armes, unglückliches Weib! Während Deines Lebens wurdest Du verkannt, und auch nach Deinem Tod will man Dein Andenken nicht einmal in Frieden lassen! O, wie tief nagt der Schmerz an mir, den ich Dir bereitet habe! Vergieb mir, vergieb mir die gedankenlose Heftigkeit, die jene Worte der Verwünschung über meine Lippen gehen ließ! Ich kann nicht zu Deinen Füßen liegen, ich kann Dich nicht lebend um Verzeihung bitten; stoße mich nicht von Dir in den Wohnungen der Seligen, in denen Du jetzt verweilst, Auf meinen Knieen rufe ich Dein Mitleid an! O, lies in meinem Herzen, und Du wirst finden, daß nur Reue über mein Unrecht gegen Dich darin wohnt!“ —

So betete Katharina lange mit der größten Andacht, bis der Tag ziemlich weit vorgerückt war.

Als sie sich wieder erhob vom Fußboden, hatte ihr ganzes Gesicht einen Ausdruck von Ruhe angenommen, der ihm früher gefehlt hatte. Die Thränen, welche über ihre blassen Wangen liefen, waren nicht mehr Ergüsse des Schmerzes und des Kummers; es waren Zeichen der Freude und der Dankbarkeit, es waren süße Thränen. Ein ihr bisher fremdes Gefühl wahren Glückes hatte ihre Brust erfüllt, die bisher von dem peinlichen Gedanken beunruhigt worden war, daß sie sich gegen ihre Wohlthäterin des schwärzesten Undanks schuldig gemacht habe. Sie glaubte Johanna vor sich zu sehen, nicht zornig, wie sie erwartet hatte, sondern mit sanftem und strahlendem Ausdruck in ihrem schönen Gesicht; sie glaubte die Worte der Vergebung aus deren eignem Munde gehört zu haben. Sie fühlte sich vollkommen glücklich darüber, daß sie nun mit ihren irdischen Verhältnissen die letzte Abrechnuug gehalten hatte. Nun blieb ihr blos noch übrig, an Karls Grab eine Stunde der Erinnerung zu verbringen. Hernach konnte sie ruhig in ihr Kloster zurückkehren und die Stunde erwarten, welche sie zu Dem rufen sollte, der hier auf Erden ihr Alles gewesen war.

Langsamen Schrittes verließ sie dieses ihrem Herzen so liebe Gemach und begab sich durch die verödeten Korridors an die große Schloßpforte. Dort fand sie abermals den Fremden, ganz in derselben Stellung wie früher, dasitzend, beide Hände vor das Gesicht haltend und sich hin und her wiegend. Katharina erschrak, als sie ihn sah — nicht vor Furcht — denn wenn man sich so recht glücklich fühlt, kennt man die Furcht nicht — aber vor Ueberraschung, ihn noch immer in diesem, von allen Menschen verlassenen Palast zu finden. Der Fremdling, der sie augenscheinlich erwartet hatte, grüßte sie freundlich, als sie ihm näher kam.

— „Du sagtest mir vorhin" — redete er sie an — „daß Du aus weiter Ferne hierher gekommen bist. Du brauchst also einen Führer in dieser großen Stadt. Ich stehe Dir als solcher zu Diensten." —

— „Obgleich viele Jahre vergangen sind seitdem ich diese Stadt verlassen habe" — antwortete die Nonne — „so kenne ich doch alle Straßen noch. Habe daher Dank für Dein wohlgemeintes Anerbieten, wenn ich dasselbe auch nicht annehme." —

— „Neapel hat sich sehr verändert, seitdem Du es verlassen hast" — fuhr der Fremdling fort. — „Die vielen Kriege, besonders die Verheerungen der barbarischen Ungarn, haben viel dazu beigetragen. Viele Kirchen, Klöster und Paläste, die zu Deiner Zeit existirten, sind der Erde gleich gemacht und ganze Straßen sind verschwunden und andere dafür entstanden." —

— „Kirchen und Klöster, sagst Du?" — rief Katharina, indem sie sich bekreuzte.

— „Ja, und auf den Trümmern derselben hat man weltliche Wohnungen erbaut, Zufluchtsorte des Verbrechens und der Lüderlichkeit." —

Katharina erschrak, denn sie dachte daran daß Karls Leiche in einer Kirche Neapels ruhte.

— „Kannst Du mir sagen, welche Kirchen niedergerissen worden sind?" — fragte sie ihn.

Der Fremde nannte mehrere derselben, und darunter hörte sie mit Entsetzen auch den Namen der Kirche, in welcher der Ritter Karl begraben lag.

— „Haben denn nicht fromme Christen wieder aufgebaut, was die gottlosen Ausländer niedergerissen haben?" — fragte Katharina ängstlich.

— „Wohnhäuser haben sie aufgebaut, Kirchen glauben sie genug zu haben" — war die Antwort des Fremden.

— „Und wohin sind die Gebeine der Todten gekommen, welche in diesen Kirchen lagen?" —

— „Sie sind an einem Orte gesammelt und aufbewahrt worden." —

— „Kennst Du diesen Ort?" —

Der Fremde schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, dann stieß er ein kurzes „Ja" heraus.

— „Du erbotest Dich eben, mein Führer durch die Stadt zu sein; gut, ich nehme Dein Anerbieten an! Zeige mir den Weg nach dem Ort, an welchem gegenwärtig die Gebeine der Toden aufbewahrt werden!" —

Der Fremde neigte das Haupt zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit und setzte sich sogleich in Bewegung, während er so vor sich hin lachte, daß sein ganzer Körper zitterte.

Beide gingen eine Weile neben einander her, ohne ihr Schweigen zu brechen, und beschäftigten sich mit ihren eignen Gedanken. Der Fremde war der erste, welcher Neigung zum Sprechen zeigte.

— „Du scheinst sehr viel Theil an dieser Todten zu nehmen" — sagte er in einem halb ironischen Tone.

— „Wunderst Du Dich, daß ich, die ich aus dem Lande komme, in welchem der Ritter Karl geboren ist, bei meiner Rückkehr dahin seinen Landsleuten gern sagen möchte, wo seine Gebeine ruhen?" — fragte Katharina.

— „Wie! Der Ritter, in den sich die Königin Johanna verliebte?" —

— „Derselbe!" —

— „Und Der war in einer der jetzt zerstörten Kirchen begraben?" —

— „Ja." —

— „Woher weißt Du das, fromme Schwester?" —

— „Ich hielt mich damals, als der junge Ritter starb, am Hof der Königin auf. Du weißt so Vieles, was sich hier zugetragen hat, und wirst also vielleicht auch wissen, mit welchem Pomp und

welcher Pracht die Königin ihn begraben ließ. Ist es also wunderbar, wenn ich den Ort weiß, an welchem seine Leiche beigesetzt wurde?" —

Der Fremde murmelte Etwas vor sich hin, was die Nonne nicht hörte, und beide setzten ihren Weg unter dem tiefsten Schweigen fort.

Endlich kamen sie an den Eingang einer Art von Höhle, über welchem Bäume und Gebüsche so üppig wuchsen, daß ihn ein ungeübtes Auge nur mit Mühe entdecken konnte. Dicht an der Mündung schienen zwei kolossale Hunde von weißem Marmor, zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellt, Wache zu halten. In das Innere der Höhle konnte man sehen; es war mit tiefer Finsterniß erfüllt.

Dicht neben dem Kopf des einen Hundes befand sich eine Klingel, an welcher der Fremde zweimal heftig zog.

Katharina konnte sich eines Schauders nicht erwehren, als sie in die finstere Höhle blickte und ihren Begleiter in die Klingel reißen sah, die einen unheimlichen Ton von sich gab.

— „Was soll das bedeuten? Wohin führst Du mich?" — fragte sie.

— „Fürchtest Du Dich jetzt, da wir uns der Heimath der Todten nähern?“ — fragte der Fremde seinerseits.

— „Wohin hast Du mich denn geführt?“ —

— „An die Katakomben“ — versetzte der Fremde mit hohler Stimme.

— „An die Katakomben!“ — rief die Nonne.

— „Zur Heimath der Todten“ — fuhr er fort — „zu der letzten irdischen Zuflucht, die wir armen Menschen brauchen. Welch' ein schöner Gedanke, zwei steinerne Hunde als Wächter hierher zu stellen! Die Todten sollen die Todten bewachen! Ist es nicht so?“ —

In diesem Augenblick trat aus einer neben dem Eingang der Höhle aus Zweigen und Buschwerk errichteten Hütte, welche kaum zu entdecken war, ein Mönch in schwarzem Gewande, welcher die Ankommenden demüthig fragte, was sie hier wollten.

— „Wir wünschen die Katakomben zu besuchen“ — erwiederte der Fremde.

Der Mönch beeilte sich sogleich, eine Fackel anzuzünden, nahm dieselbe in die Hand und schickte,

sich an, in die Höhle hinab zu steigen und ihnen als Führer zu dienen.

Als dieß der Fremde sah, hielt er ihn beim Arm fest und sagte: — „Bleibe Du hier, Bruder! Die Katakomben sind für mich kein unbekannter Weg. Ich will die fromme Schwester schon ohne Deinen Beistand an das Ziel unserer Wanderung bringen.“ —

Der Mönch sah Katharinen mit einem fragenden Blick an, als wenn er seine Einwilligung in das Verlangen des Fremden nicht geben wollte, bevor er ihre Erlaubniß erhalten habe; allein der Schrecken, den er im Gesicht der Nonne las, entschied über seine Antwort.

— „Willst Du allein Dein Leben in diesen Irrgängen wagen, so steht es Dir frei; dann magst Du die Fackel nehmen und hinunter steigen. Aber n i e werde ich zugeben, daß du auch das Leben dieser frommen Schwester aufs Spiel setzest. Mancher selbstkluge Mann hat vor Dir schon sein Grab in diesen Gängen gefunden, blos weil er sich selbst zu viel zugetraut hat. Ich gebe die Fackel nicht aus den Händen.“ —

Katharina dankte ihm im Innersten ihres Herzens für diese Aeußerung; der Fremde aber rief mit Verdruß halblaut ein „corpo di Baccho!“ — *) vor sich hin.

Sie stiegen nun in die Höhle, der Mönch zuerst, dann Katharina, der Fremde zuletzt.

Eine kalte feuchte Luft, die durch Mark und Bein zu dringen schien, strömte ihnen hier entgegen. Diese Kälte und Feuchtigkeit hielt jedoch nicht an, sondern nahm vielmehr ab, nachdem sie einige hundert Ellen weit vorwärts geschritten waren.

Unmittelbar vom Eingang weg stieg man zuerst mehrere Stufen hinab, bis sie einen breiten gewölbten Gang erreichten, der in abhängiger Richtung gerade vorwärts führte. In beiden Seitenmauern dieses Ganges waren Nischen ausgegraben, welche in grauer Vorzeit, als die Katakomben noch zu Zufluchtsorten für verfolgte Christen dienten, von diesen Unglücklichen während ihres Lebens als Wohnungen, nach ihrem Tod als Grä-

---

*) Beim Leib des Bacchus — ein sehr gewöhnlicher italienischer Fluch.

der benutzt wurden. Jede solche Nische bestand aus einem viereckigen Raum von wenigen Ellen Umfang und hatte gemeiniglich an der Seite noch eine längliche Vertiefung, in welcher das Bett seinen Platz hatte. Oft waren diese Räume so hoch über dem Gange selbst angebracht, daß man Stufen in die Seitenwände graben mußte, um dahin gelangen zu können. Von diesen Treppen finden sich noch heute Spuren. Wenn Jemand starb, so wurde der Leichnam in der Nische oder sogleich unterhalb derselben beigesetzt und blieb daselbst, bis die Gebeine von allen Fleischtheilen frei waren; dann wurde er wieder ausgegraben und an den gemeinschaftlichen Aufbewahrungsort für alle Bewohner dieser unterirdischen Räume gebracht.

Hier und da fand man auch Seitengänge, die den großen Hauptgang in gerader Linie durchschnitten und ebenfalls auf beiden Seiten mit Nischen versehen waren. Ein wenig weiter waren die Zimmer mit Freskogemälden geschmückt, hatten aber im Uebrigen dasselbe düstere Aussehen, wie die andern. Die Legende erzählt, daß St. Gennaro und St. Laurentius mit mehreren andern Märtyrern ihre Tage hier verbracht haben.

Alle diese Gänge zu besuchen, die einander unaufhörlich durchkreuzen und sich bis Nola und Pozzuoli erstrecken, *) würde eine Zeit von mehreren Tagen erfordern.

Es ist eine Stadt für sich, eine düstere Stadt, ein Palast der Nacht mit den schönsten Erinnerungen christlichen Martyrthums. Hier wurde mancher wahre Christ geboren, lebte und starb; hier suchte und fand der Verfolgte einen Zufluchtsort; hier sammelten sich die treuen Anhänger des Erlösers, um ihren Gott in Frieden zu verehren; hier wurden die ersten und schönsten Feste der Kirche gefeiert; hier lernten die Märtyrer für ihren Glauben sterben! — — —

Katharina und ihre beiden Begleiter waren lange aus einem Gang in den andern, durch einen gewölbten Saal nach dem andern gegangen. Der Mönch, welcher glaubte, daß sie die Katakomben nur aus Neugierde besuchten, blieb bei jedem Gegenstand, den er der Aufmerksamkeit der Fremden

*) König Murat ließ dieselben verschütten, um die Räuberhaufen auszurotten, die sich darin festgesetzt hatten.

für würdig hielt, eine Weile stehen und gab mit großer Genauigkeit Auskunft über jede Kleinigkeit, die ihnen unterwegs aufstieß. Aber diese Lust, zu erzählen und zu erklären, fand auch ihr Ziel; er machte eine Bewegung, wieder umzukehren.

— „Wird die Fackel bald verlöschen, da Du so große Eile hast, wieder heraus zu kommen?“ — fragte der Fremde, welcher seine Absicht merkte.

— „Wir haben alles Merkwürdige gesehen, was die Katakomben bieten“ — erwiederte der Mönch. — „Verlohnt es sich wohl der Mühe, nun noch länger hier zu bleiben und eine so feuchte und ungesunde Luft einzuathmen?“ —

— „Noch hast Du uns die Kirche der Märtyrer nicht gezeigt?“ — wandte der Fremdling ein.

— „Sie ist vollgepfropft mit Särgen, die aus den zerstörten Kirchen der Stadt hierher gebracht worden sind“ — versetzte der Mönch. — „Man kann sich nur mit Mühe zwischen diesen aufgestapelten Särgen durchdrängen, und es ist kein angenehmer Aufenthalt.“ —

— „Desto besser!“ — rief der Fremde.

— „Desto besser?“ — wiederholte der Mönch verwundert und sah den Sprechenden scharf an.

— „Wir sind hierher gekommen, um an einem dieser Särge Thränen der Erinnerung für einen geschiedenen Freund zu weinen“ — sprach der Fremde. — „Geh, zeige uns den Weg!“ —

— „Mag es sein, wie Ihr selbst wollt!“ — versetzte der Mönch und machte sich von neuem auf den Weg.

Nachdem sie durch mehrere, theils schon vorher von ihnen besuchte, theils ganz neue Gänge gewandert und eine Treppe mit zwei Absätzen hinaufgestiegen waren, traten sie in die erwähnte Kirche. Diese lag über den sogenannten Wohnräumen und war von einer wahrhaft erstaunlichen Größe. Die Decke war gewölbt und wurde von mehr als hundert Säulen getragen. Allein auch hier war Alles dunkel wie im Grabe; kein Strahl des Tageslichts war jemals in diesen Saal gedrungen.

Ueberall waren Särge bis zur Decke über einander geschichtet. Mehrere derselben waren entweder beim Transport übel mitgenommen worden oder Alters halber zerfallen, so daß hier und da

knöcherne Arme oder Füße heraushingen; an einigen Orten lagen ganze Gerippe, in die Fetzen halbvermoderter Leichengewänder gehüllt. Hinter eine Säule hatte man einen Sarg aufrecht gestellt, dessen oberes Deckbret zufällig zerbrochen war, so daß der Kopf des darin befindlichen Todten durch die Oeffnung herausblickte, unheimlich grinsend bei dem Schein der Fackel, der auf den Schädel fiel.

Der Mönch glaubte, dieser Anblick würde die beiden Besucher abschrecken, noch weiter in das Innere der Kirche einzudringen; allein der Fremde winkte ihm, weiter vorwärts zu gehen und der Mönch gehorchte — — —

Es war, wie der Mönch gesagt hatte, sehr mühsam, sich zwischen den zahlreichen Särgen hindurch zu drängen; doch gelang es ihnen durch ihre Ausdauer, den Theil der Kirche zu erreichen, in welchem sich das Grab des St. Severus befindet. Um dasselbe herum hatte man einen freien Platz gelassen, der jedoch meist voll von Todtenschädeln und Knochen lag.

So sehr Katharina auch bei diesem unheimlichen Anblick zitterte, so besaß sie doch Muth genug, den Mönch an dieser Stelle zu fragen, ob

er nicht wisse, wo sich der Sarg des schwedischen Ritters Karl befinde.

— „Blicke vor Dich, fromme Schwester, so wirst Du finden, was Du suchest" — erwiederte der Mönch und zeigte mit der Fackel auf einen einfachen, mit schwarzem Tuch überzognen Sarg, auf dessen Deckel der Name Carlo mit großen weißen Buchstaben eingestickt war.

— „Laßt mich einige Augenblicke allein an dieser heiligen Stelle" — sprach Katharina. — „Ich will zur Mutter Gottes beten."

— „Thue wie Du wünschest, fromme Schwester" — entgegnete der Mönch, indem er sich demüthig bekreuzte und die Fackel an der Mauer dicht über dem Grabe St. Severus befestigte. Dann zog er eine kleine Wachskerze hervor, zündete dieselbe an der Fackel an und entfernte sich damit aus der Kirche. Der Fremde folgte ihm, obgleich mit sichtbarem Widerwillen.

Als sie in den Gang vor der Kirche kamen, blieb der Mönch stehen, um sich nach seinem Begleiter umzusehen, der sich an der Kirchthür noch einmal umgewandt hatte, um die vor Karls Sarg knieende Nonne zu betrachten.

— „Fürchte nichts für sie“ — sagte der Mönch. — „Hier kann ihr nichts Böses widerfahren. Laß sie in Frieden beten; wir wollen während dieser Zeit hinauf gehen in meine Hütte und ein wenig frische Luft schöpfen. Man bedarf derselben, wenn man längere Zeit in diesen unterirdischen Gängen umher gewandert ist.“ —

— „Gehe Du in Gottes Namen“ — versetzte der Fremde, indem er sich an die Mauer lehnte — „ich bleibe hier und erwarte Deine Rückkunft.“ —

— „Wie Du willst“ — sprach der Mönch — „wenn aber ihr Gebet lange dauert, möchtest Du wohl indessen reinere Luft bedürfen.“ —

— „Ich liebe diese Luft“ — wandte der Fremdling ein.

— „Dann hast Du einen besondern Geschmack, Bruder. Nun, so behalte wenigstens diese Kerze Ich kenne den Weg genau und finde mich schon im Dunkeln hierher zurück.“ —

— „Nein, kein Licht! Ich liebe die Dunkelheit.“ —

Der Mönch zuckte die Achseln, nahm das Licht mit sich und verschwand bald aus den Augen des Fremden.

Dieser blieb unbeweglich an seinem Platz, so lange die Schritte des Fortgehenden hörbar waren. Sobald aber Alles still geworden war, schlich er sich leise an die Kirchenthür und erhob sich dort auf die Fußspitzen, um zu sehen, ob Katharina noch immer mit dem Rücken nach ihm gewandt auf den Knieen liege. Als er sich davon überzeugt hatte, trat er leisen Schrittes in die Kirche und näherte sich der betenden Nonne langsam und mit der größten Vorsicht, damit sie seine Nähe nicht ahne.

Dieß gelang ihm auch. Jetzt stand er nur noch einige Schritte weit von ihr entfernt; er hörte, wie sie seufzte, wie sie weinte. Kräftig faßte er plötzlich die Fackel und stieß sie gewaltig auf den Fußboden, so daß ihr Licht augenblicklich erlosch.

Durch diese Bewegung, die Alles in Dunkel hüllte, wurde Katharina aus ihren Betrachtungen emporgeschreckt und rief entsetzt: — „Ha! Was ist das?"

Allein fast in demselben Augenblick drang ein Dolch in ihre Brust, und mit dem Ausruf: — „Jesus! Maria!" sank sie leblos auf den Sarg Karls hin.

— „Hahaha!“ — rief der Fremde hohnlachend. — „So rächt Paoli den unschuldigen Tod seiner Söhne!“ —

Um sich des Todes der Unglücklichen ganz gewiß zu versichern, senkte er die Mordwaffe wiederholt tief in ihre Brust. Als er auf diese Weise von der Vollendung seiner Rache überzeugt war, rief er:

— „Nun grüße Deine schöne Königin von dem Korsikaner, dessen beide Söhne sie ins Meer hat werfen lassen! In unserm Vaterland können wir solche Mordthaten nicht vergessen; wir rächen sie, und wäre es auch Jahre darnach. Die Mörderin selbst fand ich nicht mehr hier auf der Erde; was war also natürlicher, als daß ich die Rache, die ich geschworen hatte, an dem ersten Gegenstand ausübte, der ihr mit Liebe zugethan war! Es war ein unglücklicher Stern, junges Weib, der Dich in meinen Weg führte! Ich beklage Dich — — — aber bin ich wohl weniger zu beklagen, ich, der ich zwei schöne, blühende Söhne hatte und nun meinem Lebensabend einsam und kinderlos entgegen gehe? — Mehr als zehn Jahre sind vergangen, seitdem ich blutige Rache für meine armen

Söhne schwur. Seit dieser Zeit bin ich wie ein Schatten in dem verödeten Palast der Königin umher gewandelt, von Tag zu Tag wie ein Tiger in seiner Höhle lauernd, daß sich irgend eine Beute zeigen sollte. Und sie kam! — — — Wehe und Verdammniß über Dich, Königin Johanna!" —

Kurz darauf kehrte der Mönch zurück.

In der Kirche fand er den entseelten Leichnam der unglücklichen Nonne; aber ihr Begleiter fehlte. Erst mehrere Jahre später bekannte in Korsika ein Sterbender in der Beichte, daß er bei seinen vielen andern Sünden auch das unerhörte Verbrechen begangen habe, in den Katakomben Neapels eine unschuldige Nonne zu ermorden.

* * *

Capitel XXVII.

Die Fetalienbrüder.

Als Bernhard von Stockholm absegelte, war seine Absicht, zunächst Gothland zu besuchen und sich dort mit den Fetalienbrüdern, diesen kühnen Seeräubern der durch sie seit langer Zeit beunruhigten Nordsee, zu vereinigen. Diesen Gedanken, den ihm zunächst die Begierde nach Rache an den Schweden einflößte, gab er jedoch für den Anfang auf, als ihn ein ungünstiger Wind nöthigte, längere Zeit an der Ostgothlandsküste liegen zu bleiben. Hier entstand in ihm der Wunsch, ans Land zu gehen, durch einen Geschwindmarsch Wadstein zu überrumpeln und Elisif zum zweiten Mal gefangen von dort wegzuführen. Es war nicht Liebe zu ihr, was ihn zu diesem Unternehmen antrieb, sondern ledi=

glich der Verdruß darüber, daß er seine Beute hatte aufgeben müssen. Allein er war dabei nicht glücklich, denn er stieß auf seinem Wege von der Küste landeinwärts auf eine zahlreiche Schaar von Bauern, die sich, aufgereizt durch die Mordthaten und Gewaltthätigkeiten der im Lande zurückgebliebenen Deutschen, in dem Kirchspiel Tjällmo gesammelt hatte. Von diesen Bauern wurde Bernhards kleine Schaar bei ihrem Durchzug durch ein Gehölz angegriffen und erlitt eine solche Niederlage, daß Bernhard für gut befand, sogleich wieder umzukehren und seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Er erreichte mit nur wenigen überlebenden Begleitern die Küste und sie lichteten glücklich die Anker, bevor die Bauernschaar ihn einholen konnte. Er hielt nun für angemessen, seinen Weg ohne weiteren Aufenthalt nach Wisby, dem damaligen hauptsächlichsten Aufenthaltsort der Fetalienbrüder zu nehmen, und langte daselbst auch ohne fernere Abentheuer an.

Diese merkwürdige Stadt, deren Anlegung in eine dunkle Vorzeit zurückfällt, hatte ihre glänzendste Epoche im eilften und zwölften Jahrhundert. Sie blühte damals durch ihren ausgedehn=

ten Handel und wetteiferte an Ansehn sogar mit den mächtigen Städten Wismar und Rostock. Lange galt sie für eine der bedeutendsten Städte des Hansabundes, besaß damals nicht weniger als achtzehn Kirchen, mehrere Klöster und Gesellschaftshäuser und zählte zwölftausend Bürger, außer denen, die außerhalb der Stadtmauern wohnten.

Wisby verlor sein Ansehn durch die Niederlage, welche seine Bürger im Jahre 1367 erlitten, als Waldemar von Dänemark die Stadt plünderte und große Beute wegführte. Später wurde sie ein Zufluchtsort für die Seeräuber, die theils von hier aus auf ihre Raubzüge ausgingen, theils hierher zurückkehrten, um die Beute zu verwerthen, welche sie auf ihren Zügen gemacht hatten. Erst im Jahre 1398, also lange nach dem Zeitpunkt, in welchem sich unsere Erzählung bewegt, vertrieben die deutschen Schwertritter, denen Gothland seit längerer Zeit verpfändet war, diese Räuber und befreiten dadurch die Nordsee von ihren wilden räuberischen Zügen.

Wenn man sich dieser Stadt von der Seeseite näherte, bot sie durch ihre zahlreichen Kirchen und durch ihre hohe Ringmauer einen eigenthümlichen

Anblick dar. Sie lag an einem steilen Abhang dicht am Meer und war auf allen Seiten von hohen Mauern umgeben, die nach der Landseite zu in ziemlich kurzen Entfernungen von einander mit Thürmen von sechzig bis siebzig Fuß Höhe versehen waren. Jeder dieser Thürme hatte vier bis fünf Stockwerke, und in jedem dieser Stockwerke waren mehrere Schießscharten, welche sich nach innen zu dermaßen erweiterten, daß man einen Bogen ungehindert darin spannen und abschießen konnte. Um die Mauern herum zogen sich dreifache Gräben mit völlig senkrechten, gemauerten oder in den Felsboden gesprengten Ufern.

Unter den Kirchen, deren schöne Ruinen noch in unsern Tagen bewundert werden, gab es damals ein vorzüglich schönes Gebäude, welches der heiligen Katharina gewidmet war. Diese Kirche lag ungefähr in der Mitte der gegenwärtigen Stadt, hatte ausschließlich des Vorhauses eine Länge von zwei und neunzig Ellen und war drei und dreißig Ellen breit. Man will mit Bestimmtheit wissen, daß sie im Jahre 1160, also über hundert Jahre später, als die Heilige=Geist= und die St. Larskirche erbaut worden ist. Die Architektur ist rein gothisch

mit Spitzbogen und leichten, gleichsam in der Luft schwebenden Gewölben. Zwölf achtseitige Säulen, in zwei Reihen stehend, trugen das Gewölbe und erstreckten sich bis an das Chor. Eben so viele Fenster erhellten die Kirche, fünf derselben an jeder langen Seite und zwei über dem Chor, welches noch außerdem sieben hohe spitzbogige, sehr kunstreiche und zierlich gearbeitete Fenster hatte. Säulen und Pfeiler schmückten die Wände dieses Chor's, und zwischen denselben befanden sich zwei geschmackvoll gebaute Nischen, welche gegenwärtig leer waren, in denen aber früher, bevor die Kirche durch Waldemar ausgeplündert worden war, zwei silberne Bildsäulen gestanden hatten.

Vor dem Hochaltar dieser Kirche wurden Bernhard und seine Begleiter feierlich in den Bund der Fetalienbrüder aufgenommeu und verpflichteten sich durch einen schrecklichen Eid, für gemeinschaftliche Rechnung zu plündern, zu brennen und zu morden.

Die erste Waffenthat nach der Einweihungsfeierlichkeit war eine Landung an den Ufern des Mälarsee's, an denen diese Räuber mit aller der Wildheit haus'ten, durch welche sie sich bisher her-

vorgethan hatten. Sie legten Enköping und Westeras in Asche und verbreiteten sich von da aus mit Mord und Brand über Westmannland, Upland und Südermannland. Erbittert über dieses Verfahren sammelten sich die Sveabauern bei der Kirche von Tillinge auf einem Berg, der davon noch heutigen Tages der Bauernberg heißt. Allein sie hatten weder Anführer, noch Waffen, und wurden darum von den gut bewaffneten Deutschen sehr bald niedergehauen.

Von hier aus erstreckten sich ihre Raubzüge bis nach Nyköping, Linköping, Skara, Malmö und Helsingborg. Alle die genannten Städte wurden ausgeplündert und in Asche gelegt.

Es war sonderbar, daß, während von den Seeräubern alle diese Gewaltthätigkeiten vorgenommen wurden, von Seiten der Königin nichts zur Beseitigung dieses Uebelstandes geschah. Ihre Heere blieben unthätig vor den noch uneroberten Schlössern liegen oder wurden in irgend einen entlegnen Theil des Landes entsendet, in welchem kein Feind zu befürchten war.

Die schwedischen Herren, welche Macht und Reichthum besaßen, verschanzten sich in ihren Schlös-

sern und machten dieselben zu Raubnestern für sich und die Ihrigen. Allein die Bauern waren schutzlos und allen Schrecken eines Bürgerkriegs preisgegeben. Dazu kam noch die schwere Noth, die wegen harter Abgaben und schlimmen Mißwachses im Land herrschte, „so daß sich viele hundert Bauern fanden, dic nicht einen Scheffel Korn und nicht eine Last Heu besaßen.“ *) Das Land blieb unbebaut liegen und das Reich wurde fast in eine Wüste verwandelt. **)

Stießen die kühnen Freibeuter einmal auf Widerstand und sahen sich genöthigt, um der gerechten Rache der Einwohner zu entgehen, auf ihre Schiffe zu flüchten, so fanden sie sichere Zuflucht in den Häfen von Rostock oder Wismar, wo sie auch für ihre durch Plünderungen gehäufte Beute sicheren Absatz fanden. Auf diesen und den übrigen Hansestädten haftet die Schande, diese Seeräuber aufgemuntert zu haben, die nordischen Häfen

*) S. den Brief des Domkapitels zu Linköping von diesem Jahr.

**) S. Geyers Geschichte des schwedischen Volks. 1. Theil. Seite 222.

und Küsten zu Gegenständen ihrer Raubsucht zu machen.

Von einem Raubzug nach Wisby zurückgekehrt und mit Beute beladen, die so bald als möglich verwerthet werden sollte, erhielt Bernhard die frohe Nachricht, daß zwei seiner alten Kameraden und Freunde, Albrecht Westphahl und Hans Grönolve, mit frischen Hülfstruppen aus Deutschland angelangt wären. Bernhard freute sich über dieses Zusammentreffen nicht sowohl aus Freundschaft für die beiden Bürgermeister, als aus Begierde, durch diesen Zuwachs seiner Anhänger seine Macht und seinen Einfluß unter den Fetalienbrüdern zu vergrößern. Und in der That gelang es ihm, sowohl durch diese neuen Hülfstruppen, als durch seine eigne Tapferkeit sich bei den Seeräubern so in Ansehen zu setzen, daß er bei einer Expedition, welche bald darauf mit zwei wohl ausgerüsteten Fahrzeugen in die Nordsee zum Kreuzen für den folgenden Sommer unternommen werden sollte, zum Befehlshaber gewählt und mit dem Recht bekleidet wurde, sich selbst unter den Fetalienbrüdern diejenigen auszusuchen, die er zu diesem Unternehmen mit sich zu nehmen wünschte.

begleitet von Alf Grenerot, Albrecht Westphahl, Hans Grenolve und mehreren andern seiner treuesten Anhänger ging Bernhard unter dem lebhaftesten Jubelgeschrei und den Glückwünschen der meisten Bewohner der Stadt, die sich zu ihrem eignen Vortheil nicht wenig für den günstigen Erfolg des Unternehmens interessirten und an den Strand geeilt waren, um die Schiffe absegeln zu sehen, am 12. Mai 1392 an Bord seiner kleinen Flotte. Der Hafen war damals, wie jetzt, sehr klein und nur durch einen schmalen Ausbau gegen den Andrang des Meeres geschützt, so daß die Absegelnden sich in der Entfernung eines Steinwurfs schon auf den schaukelnden Wogen der Nordsee befanden. Ein frischer Wind führte die Schiffe den Zuschauern bald aus dem Gesicht, und als der Abend kam, sahen die Reisenden nur noch die Thurmspitzen von Wisby am Horizont.

Mehrere Tage segelten sie in der offnen See an der südlichen Spitze von Gothland hin, ohne auf irgend ein Schiff zu stoßen. Endlich verkündigte der im Mastkorb sitzende Auslunger, daß sich in einiger Entfernung ein ziemlich großes Fahrzeug zeige, welches südwärts zu segeln schien. So=

gleich wurden alle Segel beigesetzt und der Steuermann wurde angewiesen, nach derselben Richtung hin zu steuern.

Das fremde Schiff bemerkte entweder die beiden, immer näher kommenden Fahrzeuge nicht oder sah die Bewegungen derselben mit Gleichgültigkeit, ohne eine Gefahr zu fürchten; denn an Bord desselben geschah nichts, was eine Flucht andeutete. Es war also für Bernhard nicht schwer, mit seinen schnell segelnden Fahrzeugen das fremde Schiff einzuholen. Dasselbe zu entern und nach einem sehr kurzen Kampf in Besitz zu nehmen, war das Werk weniger Minuten. Die Bemannung des Schiffs, die aus Holländern bestand, wollte jedoch durchaus keine Rechenschaft über die Fracht desselben geben. und als der Kapitain unter mehrfachen Drohungen aufgefordert wurde, die Stelle im Schiff zu bezeichnen, an welcher sich der kostbarste Theil seiner Ladung befände, erwiederte er trotzig, daß er lieber sammt seinem Schiff zu Grunde gehen, als die Seeräuber reich machen wolle.

Erbittert über diese Sprache ergriffen mehrere Fetalienbrüder den unvorsichtigen Kapitain, um ihn sogleich über Bord ins Meer zu werfen; allein

Bernhard verhinderte dieß und befahl, zuvörderst das ganze Schiff genau zu durchsuchen und erst, wenn sie nichts Werthvolles darin fänden, die trotzigen Burschen durch einen Sturz ins Meer abzukühlen.

Bei der ersten Durchsuchung des Schiffs fand man wenig oder nichts, was in den Augen der Seeräuber werthvoll war. Das Gesicht des holländischen Kapitains erhellte sich, als er dieß vernahm; und als bald darauf ein anderer Fetalienbruder die Fruchtlosigkeit jeder Nachforschung bestätigte, schüttelte der Kapitain vor Freude die Ketten, die man ihm bereits angelegt hatte.

Aber diese Freude währte nicht lange. Bald hatten die scharfen Augen der Seeräuber unter der Fracht des Schiffes zwei große Kasten entdeckt, von denen ein klingender Ton ausging, wenn man mit dem Schwert daran schlug.

Der Kapitain erblaßte, als er die Nachricht von diesem Fund hörte; und allerdings hatte er auch Ursache dazu; denn als die Seeräuber die Deckel der Kasten durch etliche starke Schläge zertrümmert hatten, sahen sie mit Erstaunen und Entzücken beide Kasten mit den kostbarsten Goldarbei-

ten und den schönsten und werthvollsten Edelsteinen gefüllt.

Alle diese Kostbarkeiten wurden aufs Verdeck gebracht und vor den unglücklichen Kapitain hingelegt. Bernhard saß während dessen auf einer Spiere des Mastes, beobachtete scharf die geringste Bewegung des Kapitains und schien sich an der Verzweiflung zu weiden, die aus seinen Augen blitzte.

— „Dieser Anblick scheint Dir nicht nicht zu gefallen, mein Freund" — sprach er spöttisch zu ihm — „mir ist er dagegen ganz besonders angenehm." —

— „Das glaube ich wohl" — erwiederte der Kapitain, indem er vor Verdruß die Zähne auf einander biß.

Bernhard nahm mehrere der schönsten Goldarbeiten, besah sie mit augenscheinlichem Vernügen und sagte: — „Man muß gestehen, daß Du diese Schmucksachen mit sehr gutem Geschmack ausgewählt hast. Gewiß sind sie für eine königliche Person bestimmt gewesen! Am Ende gar für die mächtige Königin des Nordens? — Ja, ja, 'wenn man so viele Länder, wie sie besitzt, zu regieren

hat, so kann man schon Lust kriegen, einen Schmuck zu tragen, der etwas kostbarer als gewöhnlich ist. Diesmal muß sich die mächtige Frau allerdings meinem Willen fügen, denn ich beabsichtige diesen Schmuck zu behalten, um die schöne Stirn meiner künftigen Braut damit zu schmücken — — — Doch, was sehe ich hier? — Welche köstliche Arbeit! Eine Gans mit ihren Jungen! Wie meisterhaft ausgeführt! Wahrhaftig, Kapitain, ich möchte Derjenige sein, der diese schöne Arbeit gemacht hat! Kannst Du mir seinen Namen sagen, so reise ich augenblicklich zu ihm und befreie seine Werkstelle von etlichen solcher überflüssigen Artikel." —

Während dieser Zeit wurden alle die Kostbarkeiten von Gold und Edelgestein auf das Verdeck getragen, von Alf Grenerot gezählt und dann in guter Ordnung über einander gelegt.

Nachdem dieß ziemlich lange fortgedauert hatte wurde von den unten Suchenden verkündigt, daß die Kasten leer wären und daß sich nichts weiter von Werth im Schiffe befände, außer den gewöhnlichen Handelsartikeln, die als Produkte Indiens zur damaligen Zeit allerdings bedeutenden Werth

hatten, aber für die kleinen leichten Fahrzeuge der Fetalienbrüder zu schwer und zu unbequem waren.

— „Schon alles?“ — rief Bernhard mit geheucheltem Erstaunen. — „Wir haben ja eben erst angefangen! Rede mir nicht eher davon, daß dieß diese schönen Sachen alle sind, als bis morgen früh; dann mag es Zeit sein, diesem Vergnügen ein Ende zu machen. Bis dahin laßt uns unsere Arbeit fortsetzen!“ —

Der Kapitain hatte dieß Alles mit zunehmendem Verdruß angesehen und angehört. Er konnte sich nun nicht länger zurückhalten, sondern riß sich gewaltsam von seinen Wächtern los und hatte Kraft genug, sich ungeachtet der schweren Ketten, mit denen man ihn gefesselt hatte, mittelst eines Sprunges auf den aufgestapelten Goldhaufen zu werfen. Er suchte diesen Haufen mit seinen beiden Aermen zu umfassen und schrie wiederholt: — „Raubt mir nicht die Früchte meiner lebenslänglichen Anstrengungen! Seid menschlich! Ich habe Frau und Kinder zu ernähren!“ —

Bernhard warf einen eisigen Blick auf den Unglücklichen, winkte einigen seiner Leute und rief

ihnen zu: — „Bindet ihn sammt den übrigen Gefangnen an den Mast!" —

Dieß geschah, obwohl nicht ohne Widerstand von Seiten des Kapitains. Er sprach nicht, aber er sah blaß wie eine Leiche.

— „Es ist wohl gut, daß wir Schätze gefunden haben, man muß aber auch etwas für die Gurgel haben" — nahm Bernhard wieder das Wort, als ob er die Gedanken von dem Auftritt abwenden wollte, der sich so eben zugetragen hatte. — „Unser artiger Wirth hat sich gewiß auch mit verschiedenen Trinkwaaren versehen, die er uns kosten lassen will. Traget Tische und Bänke herauf und lasset uns sehen, was das Haus vermag!" —

Bernhards Befehl wurde ohne Aufschub ausgeführt. Man brachte einen Tisch aufs Verdeck und um denselben lagerten sich die vornehmsten von den Fetalienbrüdern.

Als die Trinkbecher fleißig die Runde gemacht hatten, erhob sich Bernhard von seinem Sitz und rief mit feierlicher Stimme: — „Ich trinke auf das Wohl aller Heiligen!" —

Sämmtliche Fetalienbrüder, die am Tische saßen, folgten seinem Beispiel, machten aber auch gleichzeitig das Zeichen des Kreuzes vor sich hin.

— „Während sich unsere Kameraden mit der Untersuchung des Fahrzeuzes beschäftigen" — fuhr Bernhard fort — „können wir uns hier oben in der frischen freien Luft mit Gesang und fröhlicher Unterhaltung vergnügen. Wer von Euch, Freunde ist geneigt, uns mit einem Lied zu erfreuen? — Sprich, wie ist Dir zu Muthe, tapferer Albrecht Westphahl? — Hast Du Lust, uns ein Lied zu singen?" —

— „Ich kann wohl singen, wenn Ihr es haben wollt" — versetzte Westphahl — „aber die Zeit scheint mir nicht recht passend dazu." —

— „Bah! — Ein Lied! — Ein Lied!" — riefen mehrere Stimmen der Fetalienbrüder.

— „Nun wohlan! Wenn Ihr wollt, singe ich Euch eine Weise von Herrn Peter!" — rief Westphahl und stimmte folgendes Lied an:

Es war der junge Herr Peter,
Er ging zur Großmutter sein;
Er wollte sie befragen,
Welchen Tod er stürbe.

— „Du stirbst nicht auf dem Bette,
Du stirbst auch nicht im Krieg;
Hüte Dich vor den blauen Wogen,
Daß sie Dein Leben nicht kürzen.“

— „Ei, sterbe ich nicht auf dem Bette
Und sterbe ich nicht im Krieg,
So hüt' ich mich vor den blauen Wogen,
Daß sie mein Leben nicht kürzen.“ —

Es war der junge Herr Peter,
Er ging zum Meeresstrand;
Er ließ sich ein Fahrzeug bauen,
Ein besseres sah man nie.

Das Schiff war von Wallfischgebeinen,
Die Masten von Wallfischgebein,
Die Segel von rothem Golde,
Die glänzten im Sonnenschein.

Es war der junge Herr Peter,
Er stieß sein Schiff vom Strand;
Allein er vergaß Gott Vater,
Gott Sohn und den heiligen Geist.

— „Heute Abend wollen wir trinken,
So lange uns Bier noch quillt;
Und morgen wollen wir segeln,
So lange der Wind uns weht.“ —

So segelten sie zwei Tage,
Sie segeln den dritten Tag,
Doch als sie kamen ins brausende Meer,
Da blieb das Schiff fest stehen.

Da warfen sie die Würfel
Auf einem breiten Tisch;
Das Loos fiel auf Herrn Peter,
Der war ein Sünder groß.

— „Und ist es wahr, wie ihr mir sagt,
Bin ich ein Sünder so groß,
So laßt mich erst knieen vor Gott dem Herrn
Und lasset mich Buße thun.

Wohl hab' ich manche Wittib gemacht,
Und manches Waisenkind;
Und manches brave Jungfräulein
Hab' ich zu Falle gebracht.

Und kommt ihr wieder zurück ans Land,
Und Großmutter fragt nach mir,
So sagt ihr, ich dient' an des Königs Hof
Und stünde in Ehre und Sold.

Und kommt ihr wieder zurück ans Land,
Und mein Bräutlein fragt nach mir,
So sagt ihr, ich läg in den Wogen blau,
Sie sähe mich nimmermehr." —

Sie nahmen den jungen Herr Peter
Und warfen ihn links ins Meer:
Das Fahrzeug segelte weiter,
Es fehlte ihm nur ein Mann!

— „Vortrefflich, alter Albrecht!" — rief Bernhard lachend. Das Lied gefällt mir. Wer in aller Welt hätte gedacht, daß Du so etwas

Verständiges singen und den Nagel so auf den Kopf treffen könntest?" —

— „Ein einziges Brot und ein einziger Rock läßt sich nicht gut schonen" — fiel Grönolve ein.

— „Wieder eines von Deinen gewöhnlichen Sprichwörtern!" — rief Westphahl.

— „Bin ich nicht mit Dir übereingekommen, daß Du uns in Ruhe und Frieden lassen sollst? — Es hat mir, bei meiner Treu, kein Vergnügen gemacht, dieses Lied zu singen; und hätte mich Bernhard dazu nicht so gut wie gezwungen, ich würde den Mund nicht aufgethan haben; darauf kannst Du Dich verlassen!" —

— „Das glaub' ich" — versetzte Bernhard — „und finde die Bemerkung des Schalkes Grönolve durchaus nicht an ihrem Ort. Er muß dafür bestraft werden, und zwar durch ein Lied. Bringt er aber dabei auch nur ein einziges von seinen tausend Sprüchwörtern an, so muß er bis zum Anbruch des Tages singen." —

— „Die Ehre ist groß und ich werde mich darnach zu richten wissen" — bemerkte Grönolve lächelnd. — „Aber was denkt Ihr denn, Freunde, daß Ihr mir verbietet, Sprüchwörter in meinem

Lied anzubringen? — Die sind mit mir verwachsen und sind es von meiner Wiege an gewesen. Das ist aber auch kein Wunder, denn man weiß allgemein, daß mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater wegen ihrer Kenntniß der Sprichwörter berühmt waren. — „Die Tochter folgt der Mutter gern" — sagt das Sprüchwort. Und wie will man von mir etwas Anderes verlangen, da das Sprüchwort wohl bekannt ist — „führe den Esel nach Rom, er wird immer als Esel zurückkommen." —

— „Das Lied! Das Lied!" — rief Alf mit lautem Lachen.

Gröuolve hatte wieder ein Sprüchwort auf der Zunge, allein er verschluckte es und begann folgendermaßen zu singen:

— „Ich war ein Mägdelein so klein
Und lebte in Lust und Freuden,
Da starben Vater und Mutter mein,
Die sollten mich nähren und kleiden.
Fallt nieder ihr Läuber im grünen, grünen Wald!

Da starben Vater und Mutter mein,
Das war mir sehr zum Grämen;
Und Jungherrn und Ritter kamen überein,
Mir meine jungfräuliche Ehre zu nehmen.
Fallt nieder ihr Läuber im grünen, grünen Wald!

Nun soll ich in ein Kloster gehen
Und leben wie die Klosterfrawen,
Soll nie das Weltgetümmel sehen
Und nie bei einem Manne schlafen.
Fallt nieder ihr Läuber im grünen, grünen Wald!" —

Sie brachten sie unter die Klosterleute,
Da fand sie drei Gerichte:
Hunger das erste, Durst das zweite,
Das dritte schlaflose Nächte.
Fallt nieder ihr Läuber im grünen, grünen Wald!

— „Herr Gott, stünde doch unser Kloster in Flammen
Und alle Nonnen gestorben wären,
Dann flöh' ich mit einem schönen Junker zusammen,
Der könnte mich kleiden und nähren!
Fallt nieder ihr Läuber im grünen, grünen Wald!" —

Während dieses Gesanges hatte Bernhards Gesicht einen so ernsten Ausdruck angenommen, daß Grönolve, der ein Lob für sein Lied von ihm erwartet hatte, ängstlich fragte, ob ihm sein Lied „von der Klosterjungfrau" nicht gefallen habe.

Bernhard wich sichtbar einer Antwort auf diese Frage aus; allein Alf Grenerot, welcher ahnte, was sein Freund in diesem Augenblick fühlen mochte, beeilte sich, die Aufmerksamkeit der Uebrigen durch etliche Fragen allgemeiner Art von Bernhard abzulenken. Er fragte Grönolve, was es Neues in Deutschland gäbe, ob man dort noch an Schweden

und dessen Angelegenheiten denke oder ob man mit dem Fall König Albrechts ganz und gar vergessen habe, daß deutsche Landsleute im Norden wären.

— „Keineswegs!“ — erwiederte Grönolve. — „Als ich und Westphal auf unserer Flucht vor den erbitterten Schweden, die uns blos deshalb hassen, weil wir Deutsche sind und an der Regierung der Stadt Stockholm Theil genommen haben, nach Rostock kamen, wurden wir wie Jugendfreunde und Verwandte empfangen. Man wetteiferte um die Ehre, uns Theilnahme zu beweisen, und überall, im Hause der Hohen wie der Niedrigen, waren wir willkommene Gäste, so lange wir uns in Rostock aufhielten. Allein in unserer Absicht lag es keineswegs, dort lange zu bleiben. Das Gerücht hatte uns verkündet, daß Bernhard und Alf sich mit den berühmten Fetalienbrüdern vereinigt hatten; wir sehnten uns also nicht wenig, ihrem Beispiel zu folgen, und verließen deshalb Rostock und unsere Freunde auf einem Fahrzeug, das wir unter dem Vorwand für uns erhandelt hatten, damit nach Norwegen zu segeln, wo sich nach unseren Angaben unsere übrigen von Stockholm entflohenen Landsleute aufhalten sollten. Viele Glückwünsche für

unser Wohl begleiteten uns auf den Weg und mehr als ein Versprechen künftiger Unterstützung, falls wir deren bedürfen würden, wurde uns freiwillig gegeben. Ich glaube sogar, daß wir mit ziemlicher Sicherheit auf den Beistand einer Flotte von dort aus rechnen können, um das Schloß von Stockholm zu entsetzen, wenn es uns gelingen sollte, zu Lande bis dahin zu gelangen." —

— „Das ist Alles ganz gut" — nahm Alf das Wort — „aber für den Augenblick müssen wir uns die Sache aus dem Sinne schlagen. Lasset uns erst soviel Macht und Reichthum erwerben, daß wir uns selbst eine nicht unbedeutende Flotte ausrüsten und damit eine Landung an der schwedischen Küste unternehmen können! Gelingt uns das, wie ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Sicherheit zu hoffen wage, so ist uns fremde Hülfe unentbehrlich. Dann können wir Stockholm zur See und zu Lande entsetzen und die Belagerer in die Flucht schlagen — — — Aber hörtest Du in Rostock nicht, was man über die Unternehmungen der Vetalienbrüder urtheilte?" —

— „Man sprach sehr viel davon" — erwiderte Grönolve — aber man that, als ob man

ihren eigentlichen Zweck nicht kennte; und im Allgemeinen schien das Volk geneigt" — — —

Bei diesen Worten legte er die Hand vor sein Gesicht und blickte durch die Finger, als wenn er hierdurch ausdrücken wollte, was er nicht mit Worten sagen mochte.

Nach einer Pause von einigen Minuten fuhr er fort:

— „Ha! Das erinnert mich an eine Sache, die Dich besonders angeht, Bernhard." —

— „Mich!" — rief Bernhard mit einiger Verwunderung.

— „Hast Du von der neuen Heiligen gehört, welche sich die leichtgläubigen Schweden angeschafft haben?" —

— „Du meinst wohl die heilige Birgitta?" —

— „Eben die. Nun, also diese Heilige wird mit jedem Tage auf dem Wege von Rom nach Schweden in Rostock erwartet. Man trifft große Vorbereitungen, die Leiche würdig zu empfangen, und im Hafen liegt schon ein Fahrzeug bereit, um den kostbaren Schatz überzufahren." —

— „Du willst doch nicht etwa, daß wir die Leiche während der Ueberfahrt kapern sollen? — Nein, mein lieber Hans, ein so guter Katholik bin ich nicht.“ —

— „Ich dagegen bin der Meinung, daß wir es thun müssen.“ —

— „Du! Hahaha!“ — rief Bernhard mit lautem Lachen.

— „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“ — versetzte Grönolve.

— „Aber was in aller Welt sollen wir mit einer Leiche machen?“ —

— „Nichts! Aber es kann wohl andere Gegenstände an Bord geben, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, besonders die des Ritter Bernhard.“ —

— „Wirklich! Und was sollen denn das für Gegenstände sein?“ —

— „Wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz und gar täuscht“ — fuhr Grönolve mit einem schalkhaften Blick auf Bernhard fort — „so gab es einmal eine Nonne, die Gnade vor den Augen eines

gewissen Ritters gefunden hatte und deshalb von ihm aus ihrem Kloster geraubt wurde. Diese Nonne" — — —

— „Was willst Du mit ihr?" unterbrach ihn Bernhard, indem er heftig Grönolve's Arm ergriff.

— „Diese Nonne" — fuhr der Ritter ruhig fort — „soll dem Ritter auf die eine oder andere Weise entkommen sein und später sich in der allerschönsten Sicherheit in ihrem Kloster aufgehalten, dort aber tagtäglich die Jungfrau Maria und alle Heiligen für die Bekehrung ihres armen Ritters zur Buße und Besserung angerufen haben" — — —

— „Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so höre mit diesem Scherz auf!" — rief Bernhard. — „Diese Nonne, sagst Du also, könnte möglicher Weise" — — —

— „Sie ist an Bord desselben Schiffes" — erwiederte Grönolve mit Bestimmtheit.

— „Tod und Hölle! Und das hast Du mir nicht eher gesagt? — Ha, Elisif an Bord eines Fahrzeugs auf der Nordsee! Sie ist mein, nochmals mein, ehe ich sterbe! Meine Rache soll also vollendet werden! Noch einmal auf das Wohl

aller Heiligen! Trinkt bis auf den Grund, meine Freunde, denn nun gilt es, eine todte Heilige zu kapern und eine lebendige Nonne, die mit der Zeit eine Heilige werden will." —

Hierauf verließ er den Tisch und befahl seinen Leuten, sogleich die sämmtlichen aufgefundenen Schätze zu sammeln und in ein Fahrzeug der Fetalienbrüder zu bringen. Der arme Kapitain sah mit bitterem Schmerz Alles, was er besaß, vor seinen Augen fortschleppen; aber er tröstete sich mit der Hoffnung, daß ihm die Räuber wenigstens seine Freiheit zurückgeben würden, wenn sich am Bord nichts mehr zu rauben fände.

— „Dir, Hans Grönolve, und Dir, Albrecht Westphahl, vertraue ich die Schätze an, die wir gefunden haben" — sagte Bernhard. — „Eile damit nach Wisby! Dort in der St. Clemenskirche*) sollen sie vor den Augen der Welt ver-

*) In Gothland giebt es eine Erzählung, daß zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts ein deutscher Schuhmachergesell Namens Salzwedel in einem italienischen Wirthshaus ein Gespräch zwischen mehreren alten Mönchen, die in Gothland gewesen wären, gehört habe, das einen Schatz betraf, der aus einer goldnen Gans mit vierundzwanzig Jungen von Gold bestand und

borgen werden, bis wir dahin zurückkehren und die Beute theilen können. Einem besseren Schutz, als dem heiligen Clemens, dem Schutzpatron aller Seefahrer, können wir diese Schätze nicht übergeben. Möge der Tag bald kommen, an dem wir alle in dieser Kirche versammelt sind, um unser Eigenthum von dem Heiligen zurückzufordern! Nun lebt wohl! — — In acht Tagen treffen wir uns an der südlichen Spitze von Gothland wieder!" —

Grönolve und Westphahl thaten, wie ihnen geheißen war, und segelten mit dem einen Fahrzeug nach Wisby ab.

Bernhard dagegen nahm seine ganze Mannschaft an Bord des andern Fahrzeugs und steuerte damit nach Süden. Ehe er aber das holländische Schiff verließ, hielt er es seiner Sicherheit halber für nöthig, dasselbe den Flammen zu übergeben. Die ganze Bemannung sammt dem Capitain wurde an

---

in einem Mauergewölbe der St. Clemenskirche zu Wisby verborgen war. Der Gesell kam später nach Gothland, eilte in die bezeichnete Kirche, suchte und fand auch den Schatz wirklich. Reich geworden durch diesen Fund soll Salzwedel endlich Bürgermeister in Wisby geworden sein.

die Masten festgebunden, bis die Flammen ihre Bande lös'ten.

Unter den lauten Verwünschungen der Unglücklichen verließ Bernhard das brennende Schiff und ehe der Morgen graute, war dasselbe in der Tiefe des Meeres für immer verschwunden.

* * *

Capitel XXVIII.

Der Schiffbruch.

Der Hochsommer nahte heran, ehe die Leiche der heiligen Birgitta auf dem Wege nach Schweden Rostock erreichte. Damals ging es mit dem Reisen nicht so schnell, wie jetzt. Die Wege waren schlecht und man reis'te meistens zu Fuße oder benutzte die Böte auf den Flüssen, wenn dergleichen zufällig auf dem Weg lagen. Freilich wurde dadurch das Reisen eben so langsam, als beschwerlich, und man hielt sich deswegen mehr daheim in seinen vier Pfählen, als es jetzt der Fall ist.

Aber wenn unsere Reisenden, die mit der Leiche der heiligen Birgitta nach Wadstein zurückkehrten, mit zahlreichen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so glich ihre Reise auf der an=

dern Seite einem Triumphzug, so festlich war de Empfang an allen Orten, an welche sie kamen. Nicht genug, daß ihnen die Geistlichkeit überall in Procession und unter Gesang entgegen kamen, in manchen Städten zog die ganze Bevölkerung aus, um die neue Heilige willkommen zu heißen. In Deutschland wie in Italien glaubte man nur den Sarg der Heiligen berühren zu dürfen, um von Krankheit geheilt zu werden; und dieß verursachte einen fortwährenden Zulauf von Menschen und verschaffte dem Kloster zu Wadstein manches reiche Geschenk.

So kam der Zug nach Rostock, wo ein Schiff bereit lag, die von jedem damals lebenden Schweden die so hoch geschätzte Reliquie nach Linköping überzufahren. Als der Sarg an Bord gebracht wurde, war der Strand mit Menschen bedeckt, die mit entblößten Häuptern und zum größten Theil auf den Knieen liegend die Heilige anrieen, daß sie bei Gott für sie vorbitten möge. Alle Glocken der Stadt wurden geläutet und Schaaren von Mönchen und Nonnen erfüllten die Luft mit frommen Gesängen.

Diese Volksmenge blieb mehrere Stunden lang am Strand, auch nachdem das Fahrzeug abgesegelt war; nur das hereinbrechende Dunkel der Nacht war im Stande, sie zu zerstreuen.

Anfangs ging die Seereise ganz nach Wunsche Ein leichter und günstiger Wind trieb das Schiff über die glatte Fläche dahin, ohne daß man an Bord dessen Bewegung bemerkte. Es war natürlich, daß diese glückliche Fahrt der Mitwirkung der heiligen Birgitta und deren Gnade vor den Augen des Schöpfers zugeschrieben wurde. Der Schiffer behauptete, daß er seit vielen Jahren, in denen er die Ostsee befahre, die Wellen des Meeres nie so ruhig gesehen habe, während doch der Wind ununterbrochen wehe und das Schiff, wenn auch ganz sanft und unmerklich, vorwärts treibe.

— „Ein neues Wunder der Heiligen!" — rief die Mannschaft.

— „Amen!" — riefen die Mönche, indem sie sich bekreuzten.

Dieser günstige Wind dauerte jedoch nicht lange. Bald trat eine Windstille ein, die mehrere Tage lang jedes Vorwärtskommen des Schiffes unmöglich machte. Am vierten Tage zeigte sich ge=

gen Abend ein Segel am Horizont, das erste, welches sie seit ihrer Abreise von Rostock sahen; allein während der Nacht zog sich dasselbe wieder aus ihrem Gesichtskreis und am Morgen zeigte sich wieder derselbe blaue Himmel und dieselbe glatte Meeresfläche. Im Laufe des Vormittags stiegen jedoch mehrere schwarze Wolken im Norden auf, die einen frischen Wind mit sich brachten, der gegen Abend bedeutend zunahm und während der darauf folgenden Nacht in einen Sturm überging. Das Meer wurde dadurch in einer furchterregenden Weise empört, so daß das kleine Fahrzeug wie eine Nußschaale auf den erzürnten Wellen tanzte.

Als es wieder tagte, erschien in geringer Entfernung von ihnen ein Segel. Der Schiffer, welcher in eigner Person am Steuerruder stand, richtete im Anfang keine besondere Aufmerksamkeit darauf, sondern suchte nur das Schiff so gut als möglich gegen den Sturm zu halten, um nicht zurück an das deutsche Ufer getrieben zu werden. Ein Mann der Besatzung machte ihn jedoch auf mehrere verdächtige Bewegungen des fremden Schiffs aufmerksam. Es schien nämlich ohne Rücksicht

auf den Sturm nur darnach zu trachten, dem schwedischen Schiff näher zu kommen, und erwiederte jede Wendung, die das letztere machte, durch eine entsprechende andere.

Das fremde Fahrzeug führte jedoch weit mehr Segel, als das schwedische, und war außerdem ein schnellerer Segler, so daß sich mit jeder Wendung die Entfernung zwischen beiden Schiffen verminderte. Demungeachtet waren sie einander noch nicht so nahe gekommen, daß der schwedische Schiffer die Gegenstände an Bord des fremden Schiffes hätte unterscheiden können. Das sonderbare Benehmen dieses Fahrzeuges erregte jedoch seine Unruhe, und um das eigentliche Sachverhältniß kennen zu lernen, ließ er die schwedische Flagge aufhissen, in der Ueberzeugung, daß er dadurch den Fremden nöthigen werde, nach Seemannsweise seine Flagge ebenfalls aufzuhissen.

Dieß geschah auch. Bald wehte vom Mast des unbekannten Fahrzeugs eine große schwarze Flagge, in der sich ein weißes Andreaskreuz zeugte.

Sobald der Schiffer diese Flagge sah, erblaßte er und rief erschrocken: — „Bei St. Botwid! Das sind Fetalienbrüder!" —

In wenigen Augenblicken verbreitete sich der Schreck des Schiffers über die ganze Schiffsmannschaft und ging von dieser auch auf die Passagiere über.

Die Aebtissin ordnete sogleich Gebete an die heilige Birgitta und an die Jungfrau Maria an. Der Schiffer dagegen, der sich nach der ersten Ueberraschung wieder erholt hatte, traf alle nothwendigen Maßregeln, um diesem gefährlichen Feind zu entkommen. Alle Gefahren verachtend, die ihm der Sturm und das aufgeregte Meer bringen konnte, setzte er so viele Segel auf, als das Schiff zu tragen im Stande war. Sich im Kreuzen mit dem andern Schiff zu messen, erkannte er sogleich als eine vergebliche Mühe. Er sah, daß sein einziges Rettungsmittel darin bestand, den Wind zu benutzen und sich von demselben gerade auf die deutsche Küste zurücktreiben zu lassen. Gelang es ihm bis zum Einbruch der Nacht, immer dieselbe Entfernung zwischen seinem und dem fremden Schiff beizubehalten, so konnte er hoffen, im Dunkeln seinem Feind zu entkommen.

Flüchtig wie der Wind durchschnitt nun sein mit Segeln bedecktes Fahrzeug die aufgeregten Wo=

gen, eine durch weißen Schaum bezeichnete Spur hinter sich zurücklassend. Bald verschwand das Schiff in der Tiefe zwischen thurmhohen Meereswellen, bald schaukelte es oben auf der Spitze eines schäumenden Wasserberges. In dem Tauwerk spielte der Sturm eine unheimliche Musik auf und die Segel waren gespannt bis zum Zerreißen. Alles athmete vorwärts. Es war ein Jagen auf Leben und Tod nach einem und demselben Ziel, nicht blos zwischen zwei gebrechlichen Fahrzeugen, sondern zwischen Massen von dunkeln Wolken und wolkenhohen Wogen, die sämmtlich vom Nordwind getrieben wurden.

Um nicht über Bord gerissen zu werden, hatte sich der Schiffer an das Steuerruder, welches er mit beiden Händen kräftig hielt, festbinden lassen. Nur dann und wann blickte er hinter sich, um zu sehen, ob der Feind noch sichtbar war; als er aber zu seiner Bestürzung fand, daß die Entfernung ununterbrochen dieselbe blieb, schüttelte er bedenklich den Kopf und pfiff einen langen traurigen Triller, der mit einem langen schnalzenden Ton endigte.

Mehr als zwei Stunden waren vergangen, seitdem das verdächtige Fahrzeug entdeckt worden war, und noch immer erschien der Ausgang der Jagd sehr zweifelhaft. Da zerriß ein Segel des schwedischen Schiffs und damit verschwand auch alle Hoffnung bei dem rüstigen Schiffer, seinem Verfolger zu entkommen. Nun war die Rede nicht länger von der Flucht des Schiffes, alle Bemühungen des Schiffers waren jetzt nur darauf gerichtet, das Fahrzeug vor dem Untergang im Meere zu schützen. Und auch die Rettung vor dem Untergang wäre unsicher gewesen, wenn der Sturm sich nicht gelegt und der Zufall das Schiff nach der Südspitze von Gothland hingetrieben hätte, wo es durch das Ufer Schutz vor dem Nordwind genoß.

Dorthin steuerte auch das fremde Schiff mit vollen Segeln und wehender Flagge. Nachdem es mehrere Male das schwedische Fahrzeug umsegelt hatte, als wenn es sich seiner Beute freuen wollte, wandte es seinen Lauf gerade auf dasselbe. Wenige Minuten darnach stießen beide Schiffe zusammen. Der Stoß war jedoch nicht so heftig, daß der Wogenschwall sie nicht sogleich wieder getrennt haben würde, wenn die Fetalienbrüder nicht mit

langen Haken das Tau- und Takelwerk der Schweden fest gehalten hätten, so daß die beiden Schiffe bald der Länge nach neben einander lagen.

Im Augenblick warfen sich die kühnen Seeräuber auf das schwedische Schiff und bemächtigten sich der unbewaffneten Mannschaft desselben.

— „Herunter mit der Flagge!" — war der erste Befehl, den der Anführer dieser Räuber gab, als er sich in Besitz des Fahrzeuges sah.

Augenblicklich wurde anstatt der schwedischen die schwarze Flagge der Fetalienbrüder aufgehißt.

— „Wo ist der Schiffer?" — fragte der Räuberhäuptling, unser Bekannter Bernhard.

— „Hier bin ich" — erwiederte der Schiffer freimüthig — „und als Schiffer habe ich auch das Recht, Dich zu fragen, mit welchem Recht Du mich und meine Leute in Ketten gelegt hast."

— „Mit demselben Recht, mit welchem der Adler die schwache Taube zwischen seinen Klauen erdrückt" — versetzte Bernhard.

— „Und zu welchem Zweck verübt Ihr diese Gewaltthat?" — fragte der Schiffer.

— „Zu welchem Zweck?“ rief Bernhard. — „Welchen andern Zweck können wir haben, als die Schätze zu sammeln, die einzeln und zerstreut über das Meer geschickt werden?“ —

— „Wenn das Eure Absicht ist, so sucht Ihr hier vergebens“ — versetzte der Schiffer. — „Laßt uns also in Frieden fahren!“ —

— „Man fährt gewiß nicht über die Nordsee, ohne irgend eine Fracht an Bord zu haben; und mag diese einen größeren oder geringeren Werth haben, irgend einen Werth hat sie doch.“ —

— „Mein Fahrzeug ist leer“ — entgegnete der Schiffer — „ich führe blos einige fromme Pilger in die Heimath, welche von Rom zurückkehren.“ —

— „Weiter nichts?“ —

— „Nichts weiter, als eine Leiche.“ —

— „Tod und Hölle! Eine Leiche! Werft sie über Bord, es giebt genug Leichen in Schweden!“ —

— „Was denkst Du? — Es ist die Leiche einer Heiligen.“ —

— „Hahaha! Und welchen Namen hat die fromme Leichtgläubigkeit Deiner Heiligen gegeben?“ —

— „Sct. Birgitta.“ —

— „Ein schöner Name, bei meiner Ehre! Schade nur, daß diese Heilige so wenig im Stande ist, sich selbst zu helfen, viel weniger aber Andern.“ —

— „Bist Du so fremd in diesem Fahrwasser, daß Du noch nichts von der Seherin des Nordens, der heiligen Birgitta, und deren zahlreichen Wundern gehört hast?“ —

— „Ich glaube nicht eher an Wunder, als bis ich sie mit eignen Augen sehe“ — versetzte Bernhard.

— „Das kann auch geschehen, wenn die Heilige will“ — erwiederte der Schiffer in demüthigem Ton.

— „So laß sie wollen, dann werde ich meine Augen öffnen“ — sprach Bernhard, wandte dem Schiffer den Rücken und näherte sich der Aebtissin, die mit Elisif und den Mönchen, die in ihrer Begleitung waren, am Steuerruder kniete und lateinische Gebete laut ablas. Die beiden Nonnen

waren vor Schrecken so außer sich, daß sie einander fest mit den Armen umschlossen hielten und die Augen nicht vom Boden zu erheben wagten. Sie sahen aus diesem Grunde Bernhard nicht, der sich ihnen näherte und sie mit einem wahrhaft teuflischem Lächeln betrachtete.

— „Das sind also die frommen Pilger, die von Rom zurückkommen" — äußerte er halblaut.

Bei dem Ton dieser Stimme erhob Elisif das Haupt; sie glaubte diese Stimme erkannt zu haben, und ein einziger Blick auf ihn bestätigte diese Vermuthung. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie ohnmächtig an Ingegerds Brust.

Unter ihrer Umgebung war der Mönch Olaus der erste, welcher ein Zeichen gab, daß ihm Bernhards Gesicht nicht fremd war. Er murmelte ein Gebet nach dem andern, rief die Hülfe aller Heiligen vom Aeltesten bis zum Jüngsten an und mischte dazwischen Bernhards Namen ein, so daß man, wenn man aufmerksam auf seine Reden hörte, zu dem Glauben versucht werden konnte, daß er auch Bernhard unter die Heiligen zähle und dessen Beistand mit anriefe. Blaß und zitternd hielt er

sich nur mit Mühe aufrecht; und hätte ihm nicht sein glücklicher Stern Gelegenheit gegeben, sich an ein festgespanntes Tau zu lehnen, so würde er unwillkührlich umgefallen, vielleicht sogar kopfüber ins Meer gestürzt sein.

Die Aebtissin ahnte dagegen nicht, wer vor ihr stand. Sie war ausschließlich mit Elisif beschäftigt, so daß sie ihm nicht die Aufmerksamkeit zuwandte, welche nöthig war, seine Züge in ihr Gedächtniß zurückzurufen.

— „Ich wußte es wohl; sie hat mich nicht vergessen" — sagte Bernhard vergnügt zu Alf, der neben ihm stand.

— „Man vergißt nicht so leicht Diejenigen, die man lieb hat" — erwiederte dieser, indem er den Mund verzog.

— „Ihr Benehmen scheint allerdings nicht viel Liebe zu verrathen" — bemerkte Bernhard. — „aber bei dem Fuße, auf welchem wir jetzt stehen, kann das auch gleichgültig sein." —

Nach dieser flüchtigen Bemerkung, die er nur für Alfs Ohren machte, richtete er das Wort wieder an den Schiffer und ermahnte ihn, für seine sündige Seele zu beten, indem er nach Verlauf

einer halben Stunde ins Meer werde geworfen werden. Bernhard fügte noch die tröstliche Nachricht hinzu, daß sowohl die Mannschaft des Schiffes, als auch die Passagiere ihm sehr bald nachfolgen würden, so daß er nicht zu fürchten brauche, auf dem Meeresgrunde ohne Gesellschaft zu sein.

Der Schiffer schien durch diesen Ausgang der Sache keineswegs überrascht zu sein; aber Olaus, der den Sinn derselben ebenfalls aufgeschnappt hatte, zitterte bereits aus Furcht vor dem kalten Bad, das ihn erwartete.

— „Gnädiger Herr!" — rief er zitternd und geängstigt — „Was habe ich denn gethan, um eine solche Strafe zu verdienen? — Erinnert Ihr Euch nicht, daß i ch es war, der Euch den Schlüssel zu dem unterirdischen Gang aus der Klosterkirche in Wadstein gab? — Wenn irgend Jemand Mitleid verdient, so bin i ch es, der für seine Gefälligkeit eine schwere Buße dulden mußte, und zwar blos Euretwegen." —

— „Mitleid für Dich, Du Elender!" — fiel Bernhard mit Verachtung ein.

— „Was kanu ich dafür, daß die Nonne wieder aus Eurer Gewalt kam?" — fuhr Olaus

in jammerndem Ton fort. — „Der Klosterraub gelang doch vollkommen, so lange ich damit zu thun hatte.“ —

— „Der Klosterraub!“ — rief die Aebtissin verwundert.

— „Ja, der Mann, welcher die Kirche schändete“ — rief der Pater Magnus mit schlecht verhehltem Zorn — „der die Braut Christi vom Altar selbst wegriß und die Strafe des Himmels auf sein verbrecherisches Haupt herabzog, er beabsichtigt nun das Maaß seiner Verbrechen durch neue Mordthaten zu füllen.“ —

— „Um Gottes willen still! Diese Sprache bringt uns Alle ins Unglück!“ — bat Olaus.

— „Ich gedenke nicht mein Leben durch eine feige Unterwürfigkeit gegen einen Verfluchten zu erkaufen“ — versetzte Pater Magnus. — „Mein Leben steht in der Hand Dessen, der die Welt regiert; ich fürchte darum den Tod nicht, sollte er mich auch im nächsten Augenblick treffen! — — Ich erkannte Dich, Ritter, im ersten Augenblick, als Du an Bord dieses Fahrzeuges stiegst. Ich wußte wohl, was Deine Anwesenheit zu bedeuten hatte, denn ich erinnerte mich Deiner Thaten in

unserm friedlichen Kloster. Aber es kommt mir armen Sünder nicht zu, Dir dieses in meinem Vaterland unerhörte Verbrechen vorzuhalten. Ein gerechter Gott hat Dich und Deine Anhänger bereits bestraft, wie Ihr verdient. Dein König, der sich soweit erniedrigte, Dir bei der Ausführung Deines Verbrechens beizustehen, hat zur Strafe dafür seinen Thron und seine Freiheit verloren. Du selbst irrest landflüchtig, verflucht und und von Gott und den Menschen verstoßen in der Welt herum. O! Ich kann Dir keine Vorwürfe machen, ich kann Dich blos beklagen!" —

Bernhard hörte diese Worte an, ohne ein Zeichen des Mißvergnügens von sich zu geben. Alf dagegen wollte den Mönch augenblicklich bestrafen und ins Meer werfen. Allein Ritter Bernhard gab dieß nicht zu, sondern wandte ruhig ein, daß es kein Wunder wäre, wenn der Mönch seinem Verdruß in Worten Luft mache, sobald man daran denke, wie seine Wachsamkeit im Kloster Wadstein getäuscht worden sei.

— „Es schadet nichts" — setzte er hinzu — „daß er sein beklemmtes Herz erleichtert, wenn

ich nur meine Absicht wirklich zur Ausführung bringe." —

— „Vermuthlich ist Eure Absicht dießmal auf Raub und Plünderung gerichtet?" — fragte die Aebtissin mit Bitterkeit.

Bernhard besann sich einen Augenblick und bejahte dann ihre Frage.

— „Ich dachte es" — fuhr die Aebtissin fort. — „Die Gottlosen denken nur an die vergänglichen Schätze der Erde; aber dergleichen giebt es nicht an Bord dieses Fahrzeugs." —

— „Ich benüge mich mit dem, was ich finde." —

— „Wir haben nichts, was wir Dir bieten können." —

— „Ich bin mit Wenigem zufrieden; laßt hören, was Ihr mir bietet." —

— „Was können wohl arme Pilger geben, die nichts als die Kleider auf ihrem Leibe besitzen und von den Almosen leben, die ihnen fromme Christen zukommen lassen?" —

— „Denkt daran, daß hier das Leben auf dem Spiele steht!" — fiel Alf ein.

Olaus biß die Zähne bei dieser Erinnerung zusammen, wohl wissend, daß keine Schätze an Bord des Schiffes waren, mit denen man sich von der angedrohten Todesstrafe loskaufen konnte. Da fiel ihm der silberne Sarg der heiligen Birgitta ein; vielleicht konnte dieser Schatz die Räuber locken und milder stimmen. Kaum hatte er aber diesen Gegenstand flüchtig erwähnt, als die Aebtissin mit blitzenden Augen und mit allen Zeichen des Verdrusses ausrief: — „Lieber will ich den Tod erleiden, als dieses Heiligthum berühren lassen!" —

Lachend suchte Bernhard sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß dieß keineswegs seine Absicht sei und daß sie ihre kostbare Leiche mit allem Zubehör in Gottes Namen behalten möge.

— „Was fordert Ihr denn sonst, Ritter?" — fragte Olaus noch änglicher als vorher.

— „Ich fordere mein Eigenthum zurück" — erwiederte Bernhard.

— „Euer Eigenthum?" — riefen die Aebtissin und die Mönche.

— „Elisif ist mein Eigenthum" — war die kurze Antwort des Ritters.

— „Nimmermehr!" — rief die Aebtissin. — „Nie gebe ich meine Zustimmung zu diesem Verbrechen!" —

— „Glaube nicht, daß es Dir zum zweiten Mal gelingen wird, unsere fromme Schwester aus unserer Mitte zu rauben" — nahm Magnus mit Wärme das Wort. — „Der Zorn des Himmels ist entsetzlich. Trotze ihm nicht mehr, als Du bereits gethan hast! Noch ist es Zeit, Dein Verbrechen zu führen. Sage nur, daß die letzten Worte, die Du sprachst, nicht ernstlich von Dir gemeint waren, und ich will die Mutter Gottes auf den Knieen um Vergebung für Deine Sünden bitten." —

— „Spare Deine Gebete für eine passendere Gelegenheit, Mönch!" — fiel Bernhard ein. — „Ich pflege mit dem, was ich sage, nie zu scherzen. Elisif oder für Euch Alle der Tod! Die Wahl steht Euch frei." —

— „Ueberlaßt mich meinem Schicksal, Freunde!" — bat Elisif mit Ergebung. — „Der heilige Raub unserer heiligen Mutter muß seine letzte Ruhestätte im vaterländischen Boden unverletzt erreichen. Ich wurde glücklich sein, wenn ich

nach meinem geringen Maaß dazu beitragen könnte!" —

— „Es ist nicht nöthig, Schwester" — warnte Pater Magnus — „daß Du den Forderungen des Verbrechens nachgiebst, wenn auch Deine Nachgiebigkeit aus dem frommen Wunsch entspringt, Dich für die Heilige aufzuopfern, deren irdische Ueberreste wir jetzt zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten. Sie, die so viel Gnade vor den Augen des Schöpfers gefunden hat, daß sie unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden ist, kann auch ohne Deine Hülfe die verbrecherischen Absichten ihrer und unserer gemeinsamen Feinde zu nichte machen. Ihrer Hand vertraue ich unser Schicksal an, und mit ihrem Beistand werden wir auch diesem Fremden Trotz bieten können, der die heiligsten Gebote unserer Kirche zu verachten scheint." —

— „Du verläßt Dich also auf ein Wunder, leichtgläubiger Mönch!" — fiel Bernhard ein. — „Hüte Dich vor den Folgen!" —

Er wandte sich darauf zu den Fetalienbrüdern, die sich um ihn versammelt hatten und bloß auf seinen Befehl warteten, um das Fahrzeug zu durch-

suchen, und rief ihnen zu: — „Der erste von der Mannschaft oder von diesen Klosterleuten, der den geringsten Versuch zum Widerstand macht, wird ohne Schonung auf der Stelle niedergemacht. Die Uebrigen mögen in Frieden an die Küste segeln, an welche der Wind sie treibt" —

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so faßte er mit einer schnellen Bewegung Elisif um dem Leib und hob sie mit seinen kräftigen Armen auf, warf sich mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Fahrzeug auf das andere und forderte die Fetalienbrüder auf, ihm zu folgen. Die ganze Bewegung geschah so schnell, daß weder Ingegerd noch Magnns sie eher bemerkte, als bis Elisifs Angstgeschrei sie von der neuen Gewaltthat unterrichtete, welche an ihr verübt wurde. Magnus eilte zwar an den Schiffsrand, um Bernhard zurückzuhalten; allein Alf stieß ihn mit seinem Schwertgriff zurück und gab ihm zu erkennen, daß es sein Leben kosten würde, wenn er noch einen Schritt vorwärts wage.

Der Mönch ließ sich jedoch durch diesen Widerstand nicht abschrecken. Unter Aufbietung aller seiner Kräfte rief er so laut und deutlich, daß je-

des seiner Worte auf beiden Schiffen gehört werden konnte: — „Höret, ihr Männer des Meeres! Auf dem Haupt Eures Anführers ruht der Bannstrahl. Wehe Demjenigen von Euch, der dem Verfluchten folgt!" —

Ein lautes Gelächter der Fetalienbrüder war die Antwort auf diese Ermahnung.

— „Der Bann trifft Euch eben so sehr wie ihn" — fuhr er fort. — „Kehrt zurück in die Arme der Kirche, überlaßt den Verfluchten dem Zorn des Himmels! — Seht Ihr, wie sich der Horizont verdunkelt! Hört Ihr die göttliche Stimme drohen? — Es ist die Strafe, die herannaht!" —

Während dieses Auftritts war in der That eine Gewiterwolke am Horizont emporgestiegen und begann bereits rollende Töne von sich zu geben, Dann und wann zuckte auch ein einzelner Blitz durch die Luft. Der vorher so heftige Sturm hatte sich gelegt und die Atmosphäre hatte jene beängstigende Ruhe angenommen, die fgewöhnlich einem Gewitter vorangeht. Das Meer war noch aufgeregt von dem heftigen Sturm, der mehrere Stunden lang geraset hatte und es lag etwas Un=

heimliches in dem Anblick dieser rollenden Wassermassen mit weißem Schaum gekrönt, die brausend und schnell vorüber getrieben wurden, ohne daß sich in diesem Augenblick auch nur das leiseste Lüftchen geregt hätte.

Nicht ohne Furcht betrachteten mehrere der Fetalienbrüder diese drohenden Vorboten des Himmels, und mancher von ihnen würde vielleicht gegenwärtig nicht dawider gewesen sein, wenn die Nonne wieder freigegeben worden wäre und sie sich dadurch der Vergebung Gottes hätten überzeugt halten können. Allein diese Denkweise stimmte mit den Ansichten Alf Grenerots nicht überein. Er hieb deshalb mit eigner Hand das Tau ab, welches die beiden Schiffe noch immer zusammenhielt, und befahl seinen Leuten, die Ruder zu ergreifen und sich so schnell als möglich von dem schwedischen Schiffe zu entfernen. Dieß geschah; allein obgleich die Entfernung zwischen beiden Schiffen mit jedem Augenblick größer wurde, so hörte man doch fortwährend den feierlichen Gesang der Mönche über die Wogen hallen und dazwischen die Stimme des unverzagten Pater Magnus, der die Begleiter Bernhards fortwährend ermahnte, den mit dem

Bann belegten und aus dem Schooß der christlichen Kirche verstoßenen Räuber zu verlassen.

So unangenehm dieß auch den Ohren Alfs klang, so konnte er doch nicht umhin, mit seinen Blicken dem sich immer weiter entfernenden schwedischen Fahrzeug zu folgen. Es kam ihm unbegreiflich vor, daß dieses Schiff, das seine Segel verloren hatte und überhaupt sehr übel zugerichtet war, über die Wellen dahin segeln konnte, als wenn es von einer unsichtbaren Gewalt geleitet würde, während er selbst mit seinem schnellsegelnden und im besten Zustand befindlichen Schiff nur mühsam sich einen Weg durch die Wogen zu bahnen vermochte.

— „Gewiß ist das ein Wunder der heiligen Birgitta!" — dachte mancher Fetalienbruder klagend in seinem Innern. Und wäre dieser Gedanke laut ausgesprochen worden, so würde vielleicht aus mancher Brust dieser wilden Seeräuber die Antwort erklungen sein: — „In Wahrheit, wir verdienen die Strafe, welche uns bevorsteht!" —

Allein gleichzeitig wurde ihre ganze Aufmerksamkeit durch eine jener fürchterlichen Naturerscheinungen in Anspruch genommen, die glücklicher

Weise nur sehr selten vorkommen, dann aber auch für Alle, in deren Nähe sie vorkommen, die unglücklichsten Folgen haben. Die schwere schwarze Wolke, welche das ganze Himmelsgewölbe bedeckte, hatte sich an einer Stelle wie Gebirgsmassen übereinander gehäuft und jagte mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts, während sich in ihren oberen Regionen unaufhörlich Blitze durch einander kreuzten. Ein dumpfes Geräusch wie das eines brausenden Wasserfalles ließ sich dazu in der Luft vernehmen, die immer schwerer und gewitterschwangerer wurde. Als die Wolke in die Nähe des Schiffs kam, hielt sie plötzlich in ihrem schnellen Laufe an und schien sich immer tiefer herab auf die Wasserfläche zu senken. Auf der letzteren zeigten sich darauf mehrere weiße Flecken, aus denen sich allmählig Säulen vom Wasser nach dem Himmel zu empor hoben, die sich mit andern aus den Wolken herabsinkenden Wassermassen von ähnlichem Aussehn vereinigten. So bildete sich rings um das Schiff ungefähr ein Dutzend solche Säulen von braungrüner Farbe, die im Anfang still zu stehen und den Himmel mit der Erde zu verbinden schienen. In der unmittelbaren Nähe dieser

Säulen wogte das Meer in kurzen krausen Wellen, die mit blendend weißem Schaum bedeckt waren. Allmählig begannen jedoch die Säulen sich zu bewegen, wobei man vom Schiff aus mit unbewaffneten Augen unterscheiden konnte, wie das Wasser innerhalb dieser Säulen sich spiralförmig bald aufwärts, bald abwärts drehte.

Das Schiff war inzwischen einer dieser Säulen so nahe gekommen, daß es die Wirkung des Wirbelwindes, der fortwährend um die Basis derselben blies, zu fühlen begann. Bernhard erkannte die Gefahr, die ihnen drohte, nnd bot alles Mögliche auf, um derselben zu entkommen; allein die Anziehungskraft der Säulen war so stark, daß nichts derselben widerstehen konnte. Das Fahrzeug wurde zuvörderst von dem Wirbelwind ergriffen, der es mehrere Male um denselben Punkt herum drehte; drauf wurde es sanft einige Ellen hoch in die Luft empor gehoben, daselbst einige Mal in horizontaler Richtung herumgewirbelt und plötzlich sammt der ganzen hinaufgezognen Wassermasse unter entsetzlichem Getöse ins Meer zurückgestürzt. In dem Augenblick, in welchem dieß geschah, zuckte ein Blitz aus der höchsten Wolke herab und

beendete gleichsam dieses eigenthümliche Schauspiel.

Durch die plötzliche horizontale Bewegung, in welche das Schiff bei dem Herumwirbeln um die Wassersäule versetzt worden war, waren die meisten der an Bord befindlichen Personen ins Meer geschleudert worden, bevor das Schiff den Wasserspiegel wieder erreichte. Diese sämmtlichen Personen wurden für immer von den Wogen verschlungen. Die übrigen, welche sich besser fest gehalten hatten, sanken mit dem Schiff wieder zurück; als aber das letztere, von der herabstürzenden Wassermasse bedeckt, aus einander riß und die Masten verlor, stürzten auch diese in die Wogen. Das Vordertheil des Fahrzeuges sank sogleich auf den Meeresgrund, und mit ihm verschwand auch der früher so mächtige Bürgermeister, jetzige Fetalienbruder Alf Grenerot. Er hatte zahlreiche und schwere Sünden im Jenseits zu verantworten und wurde von Niemand in der Welt betrauert.

Der Ueberrest des Schiffs zersplitterte in tausend Stücken, die auf dem Meer umher schwammen und für den Augenblick den noch lebenden zerstreuten Schiffbrüchigen, die sich durch Schwim-

men zu retten suchten, einige Zuflucht gewährten. Bernhard und einer der niederen Fetalienbrüder waren so glücklich, sich auf einen Theil des Mastes zu retten, an den sie sich mit dem daran hängenden Tauwerk so festbanden, daß sie von den Wogen nicht weggerissen werden konnten. Beide waren noch in ihre Rüstungen gekleidet, hatten aber Schwert und Helm bei ihrem Fall verloren.

— „Ein unbequemer Sitz für Jemand, der wie Du, mein lieber Oesten, gern weich sitzt" — äußerte Bernhard gegen seinen Unglücksgefährten indem er sich das triefende Haar aus den Augen strich.

— „Besser hier hart zu sitzen, als ewig von den Flammen der Hölle gepeinigt zu werden, welche Dich erwarten" — erwiederte Oesten zornig.

— „Wenn ich nicht Mitleid mit einem Sterbenden hätte, so solltest Du dieß nicht umsonst gesagt haben. Für dießmal mag es sein, aber für die Folge verbitte ich mir solche Scherze." —

— „Scherze! Was redest Du von Scherzen, wenn der Tod uns von allen Seiten angähnt und kein Funken von Hoffnung für uns übrig bleibt?

Glaubst Du, daß man scherzen kann, wenn man mit einem Fuße schon in der Ewigkeit steht?" —

— „Warum denn nicht eben so gut, wie zu jeder andern Zeit? — Der Tod ist ja blos ein leerer Name, den die Menschen dem letzten Augenblick des Lebens gegeben haben!" —

— „Aber der Tod ist auch ein Uebergang zu dem andern Leben, in welchem die Stunde der Vergeltung schlägt." —

— „Bah!" — rief Bernhard, indem er verächtlich mit den Achseln zuckte.

— „Ist es möglich, daß Du an einem Leben nach dem Tode zweifelst?" — fragte Oesten erstaunt und bestürzt.

— „Ich glaube blos an das, was ich sehe und weiß; aber ich nehme mir nicht die unangenehme Mühe, meine Gedanken weiter fliegen zu lassen." —

— „Halt ein, Bernhard, das ist eine gottlose Sprache!" —

— „Habe ich nicht genug an dem, was ich wirklich um mich sehe, um mich noch in das Ge=

biet des Zweifels zu werfen?" — fuhr Bernhard mit Wärme fort.

— „Es ist wahr, daß die Natur den Menschen viel Stoff zur Bewunderung bietet; aber sollte diese Bewunderung der ganze Zweck unsers Lebens sein? Wir wissen ja, daß das Böse bestraft und das Gute belohnt wird; und wo soll dieß geschehen, wenn es nicht in einem andern Leben geschieht?" —

— „Strafen und Belohnungen sehen wir ja tagtäglich vor unsern Augen; sie brauchen nicht über das Grab sich zu erstrecken." —

— „Es ist aber nicht immer der Fall in diesem Leben, daß die Strafe dem Verbrechen folgt" — wandte Oesten ein. — „Deine Gewaltthätigkeit gegen die fromme Nonne z. B. war ein Verbrechen, für welches Du wirst Rechenschaft geben müssen. Das wird nun zwar hier auf der Erde nicht mehr möglich sein; aber verlaß Dich darauf, daß Dein Urtheil dort oben geschrieben steht!" —

— „Du faselst, Narr, aus lauter Furcht vor dem Tode!" — rief Bernhard.

— „Wollte Gott, ich könnte es in meiner letzten Stunde dahin bringen, Dein hartes Herz zu erweichen, damit Du Dein Leben wenigstens in dem festen Glauben an die wahren und göttlichen Lehren unserer heiligen Kirche endest!" —

— „Höre auf mit Deinem Geschwätz! Ich achte nicht länger auf Dich!" —

— „Kehre um, Bernhard! Bessere Dich!"—

— „Nein." —

— „Du liegst ja im Kirchenbann! Wagst Du mit dem Bannstrahle auf Deinem Haupt vor den Thron des Allmächtigen zu treten?" —

— „Im Kirchenbann? — Ich halte mich an Thatsachen, nicht an leere Worte; so lange ich mich als Gebannter wohl befinde, steht es den Menschen frei, Bannstrahlen nach mir zu schleudern, soviel sie wollen." —

— „O heilige Mutter, bitte für mich und ihn!" — rief Oesten, indem er tief Athem schöpfte und sich von der Anstrengung zu erholen suchte, mit der er sich gegen eine Welle gewehrt hatte,

die ihn überdeckt und mit sich fortzureißen gedroht hatte.

— „Bitte für Dich selbst und laß mich in Ruhe!" — fiel ihm Bernhard ins Wort.

— „Sieh dort" — redete Oesten weiter — wenn ich mich nicht irre, so schwimmt die junge Nonne dort auf einer Planke!" —

Bernhard blickte in die Gegend, nach welcher sein Gefährte zeigte, und sah daselbst wirklich etwas Weißes auf dem Wasserspiegel schwimmen.

— „Das ist Dein Werk, Klosterräuber!" — rief Oesten. — „Ich danke Gott, daß ich nicht eine solche Niederträchtigkeit auf meinem Gewissen habe!" —

— „Schweig, Du kläffender Hund, oder ich reiße Dir die Zunge aus Deinem giftigen Munde!" — schrie ihm Bernhard zu.

—„Verflucht sei die Stunde, die mich in Deinen Weg führte!" — entgegnete Oesten.

— „Du willst also nicht aufhören mit Deinem Gekläff?" —

— „Verwünscht, ewig verwünscht sei dieser Klosterräuber, der mich in dieses Elend gezogen hat!“ — rief Oesten, ohne die Drohungen seines Leidensgenossen zu beachten.

— „So stirb denn, Du Elender!“ — schrie Bernhard wild und warf sich gleichzeitig auf ihn.

Oesten mit beiden Händen an der Kehle fassen, um ihn zu erwürgen, war eben so schnell gethan, wie gesagt. Allein der Widerstand, den Oesten leistete, verwickelte sie beide in das am Mast hängende Tauwerk und als der erdrosselte leblose Körper Oestens nach einer Seite hinfiel, vermochte Bernhard demselben nicht länger das Gegengewicht zu halten, besonders da seine Füße sich in die Taue verwickelt hatten, mit denen er sich an den Mast festgebunden hatte. Vergebens bemühte er sich, von diesen Fesseln loszukommen; die nächste starke Welle, die ihm nahe kam, spülte ihn hinweg und er kam nicht wieder zum Vorschein.

So endete Bernhard der Lange sein unruhiges verbrecherisches Leben. Er hatte sich bei mehreren Gelegenheiten seines Lebens Anhänger, nie aber Freunde zu verschaffen gewußt. Ihm schien

die Freundschaft, wie so manches andere edle Gefühl fremd zu sein. Sein Ende war darum auch freudlos und elend; und auf der ganzen weiten Erde hinterließ er nicht ein einziges Wesen, das sein Hinscheiden beweinte.

* * *

Capitel XXIX.

Der Unglückliche.

Lange dauerte die Aufregung an Bord des schwedischen Fahrzeugs fort. Ingegerd konnte sich nicht trösten über den Verlust der frommen Elisif, die nun zum zweiten Male ihrer mütterlichen Pflege entrissen worden war, und weinte bittere Thränen um sie. Magnus dagegen eiferte laut über die begangene Gewaltthätigkeit und schleuderte einen Bannstrahl nach dem andern nach den Seeräubern und ihrem ruchlosen Anführer. Unter den übrigen Mönchen herrschte große Verwirrung und Bruder Olaus zitterte vor Schreck, daß ihm die Zähne klapperten. Er hatte schon beinahe Abschied vom Leben genommen und ging mit sich selbst darüber zu Rathe, was er zur Entschuldigung seiner zahl-

reichen Fehler und Sünden vorbringen könnte, wenn er nun bald vor dem Thron des Allmächtigen Rechenschaft darüber ablegen sollte. Und nach seiner Meinung waren die Entschuldigungen, die er vorzubringen gedachte, so triftig, daß er nicht daran zweifelte, dieselben von dem gerechten und gnädigen Gott angenommen, sich selbst aber mit der Zeit noch unter die Heiligen versetzt zu sehen. Das Schicksal wollte jedoch nicht, daß er sein Leben schon enden sollte, und sobald Olaus bemerkte, daß er aus der dießmaligen Gefahr gerettet war, vergaß er seine Sünden und seine Entschuldigungen, schlug sich vergnügt auf die Brust und rief: — „Gelobt sei die heilige Birgitta: Ich glaube, wir sind gerettet!" —

Sobald das schwedische Fahrzeug von dem Schiff der Fetalienbrüder los war, hatte sich auch der Schiffer seiner Fesseln zu entledigen gewußt. Die Matrosen wurden angetrieben, so viele von den zerrissenen Segeln aufzuhissen, als sie zusammenbringen konnten, und der Schiffer selbst ergriff das Steuerruder, um mit fester Hand das Fahrzeug in einer von dem Wege der Seeräuber entgegengesetzten Richtung fortzusteuern.

Kaum hatte er diese nöthigen Maßregeln getroffen, so richtete er als ein alter erfahrner Seemann seine Blicke nach dem Himmel, um zu sehen, ob ein gefährlicher Sturm bevorstehe. Es kam ihm unbegreiflich vor, daß das Meer, welches den ganzen Tag über so heftig erregt gewesen war, jetzt ruhig wie ein Spiegel in der Richtung lag, nach welcher er hinsteuerte. Und noch wunderbarer war es ihm, daß er den Himmel jetzt ganz hell und frei von Wolken sah. Der lange Sommertag des Nordens war noch nicht vorüber, aber demungeachtet strahlte von dem blauen Firmament ein blitzender Stern herab, der ihm mit seinem hellen Licht die Gegend zeigte, nach welcher er steuern mußte. Kein Lüftchen regte sich, aber demungeachtet bewegte sich das Fahrzeug fast ohne Hülfe der Segel oder des Ruders, fast unmerklich vorwärts; fast unmerklich, denn nur aus der näher kommendən gothländischen Küste mit ihren wechselnden Landschaften konnte man abnehmen, daß das Schiff nicht still stand.

Als die Mönche dieß gewahrten, riefen sie: — „Gesegnet sei unsere Mutter, die durch dieses neue Wunder ihr Gedächtniß verherrlicht!" —

Bis zu Thränen gerührt sank Ingegerd vor dem Sarg auf die Kniee nieder und dankte im innigsten Gebet der Heiligen für diese wunderbare Rettung, die nur ihrem mächtigen Schutz zugeschrieben werden konnte. Es lag aber auch wirklich etwas Unbegreifliches in dieser geheimnißvollen Fahrt über die ruhige Meeresfläche unter der Leitung eines glänzenden Sternes, der wohl den Glauben an ein Wunder erregen konnte. Und dieser Glaube wuchs noch mehr, als diese von der göttlichen Vorsehung augenscheinlich beschützten Menschen hinter sich die finstere Wolkenwand erblickten, die sich auf den Wasserspiegel herabsenkte und alle Gegenstände, namentlich das Seeräuberschiff, in dichtes Dunkel hüllte.

So gelangten sie unter Leitung des Sternes, der Tag und Nacht hindurch gleich hell glänzte, glücklich an die schwedische Küste und entgingen allen Gefahren des Meeres. In Söderköping stiegen sie ans Land; ehe aber das Fahrzeug den Hafen erreichte, hatte das Gerücht schon seine bevorstehende Ankunft verkündigt und eine große Menge Volk aus den umliegenden Gegenden dahin gelockt. Der alte ehrwürdige Bischof Nils in Linköping war

gerade zu dieser Zeit auf einer Reise nach Gothland begriffen und konnte deshalb bei dem feierlichen Empfang der neuen Heiligen nicht persönlich gegenwärtig sein. Dieß hinderte jedoch nicht, daß alle Priester und Mönche, sowie ein großer Theil der übrigen Bevölkerung der Stadt in Procession und unter dem Absingen heiliger Lieder nach Söderköping zogen. An dem Tage, an welchem man die Ankunft des Fahrzeugs mit Gewißheit erwarten konnte, wimmelten die Straßen von Leuten aller Art, von Weltleuten und von Geistlichen, und das Gedränge wurde endlich in der kleinen Stadt so groß, daß die Fremden sich genöthigt sahen, draußen vor der Stadt zu bleiben. Wahrscheinlich ist nie, weder früher noch später, eine solche Volksmenge in Söderköping versammelt gewesen.

Schon bei Sonnenaufgang verkündete das Geläute der Glocken von Kirchen und Klöstern, daß der Tag anbrach, an welchem die Gebeine des ersten Heiligen Schwedens die vaterländische Erde berühren sollten. Dieses Glockengeläute wurde mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag hindurch fortgesetzt, und in den Tempeln hörte man blos die Jubelgesänge der Priester, begleitet von den vollen

Tönen der Orgel. Alle Altäre waren festlich geschmückt mit Bildern, Blumen und Lichtern, und wohlriechendes Räucherwerk erfüllte die Kirche mit den angenehmsten Düften. Alles war darauf berechnet, auf die schwachen menschlichen Sinne zu wirken, und vom Morgen bis zum späten Abend strömten Schaaren von Menschen in die Kirche, die in tiefer Andacht am Fuße des Altars niederknieten und den Schutz der heiligen Birgitta anriefen. Es war ein Volksfest von religiöser Beschaffenheit, wie es noch nie in Schweden gefeiert worden war.

Ein ungeordnetes Geräusch vom Meerufer her verkündigte von Mund zu Munde, daß das Schiff sichtbar wurde. Bald lös'te sich dieses Geräusch in einen einzigen Gesang auf, der von tausend Lippen zugleich angestimmt wurde: — „Gesegnet sei der Gott Zions, der seine Heiligen hier auf Erden verherrlicht!“ —

Während dieses Gesanges wurde Birgitta's Sarg ans Land gebracht und sogleich von einigen dazu besonders bestimmten Priestern und Mönchen in Empfang genommen und in feierlichem Zuge in die Hauptkirche getragen. Ueberall, wohin der

Zug kam, kniete das Volk nieder und entblößte die Häupter. Drauf wurde der Heiligen zu Ehren eine große Messe gehalten, und während der Dauer derselben kniete Magnus und Ingegerd, sammt allen Denen, die mit ihnen in Rom gewesen waren, am Sarge Birgitta's und priesen dankbar die Mutter Gottes und die heilige Birgitta für ihre wunderbare Rettung aus den Gefahren des Meeres. Mit blutendem Herzen sah jedoch Ingegerd die Vatererde wieder; sie hatte während der Reise ihre beiden liebsten Klostertöchter verloren uud wußte noch nichts von ihren Schicksalen. Der gewissenhaften Aebtissin, die sich ihrer Stellung halber für verpflichtet hielt, wie eine Mutter für jede Nonne im Kloster Wadstein zu sorgen, war dieser Verlust doppelt bitter; aber sie tröstete sich mit den Gedanken, daß Beide, wenn sie ihr Leben geopfert hätten, dieß eines guten Zwecks d. h. der heiligen Birgitta halber gethan hatten.

Dagegen überließ Magnus sich der unverstelltesten Freude über ihr wohlgelungenes Unternehmen. Innig dankte er Gott dem Herrn, der ihn den Tag erleben ließ, an welchem er nach so großen und vielfachen persönlichen Aufopferungen sagen

konnte, daß er den Gegenstand aller Anstrengungen seines Lebens erreicht hatte.*) Er fühlte sich so froh und glücklich, denn dieses Fest war eigentlich sein Werk.

Keiner von allen diesen zurückgekehrten Reisenden war jedoch so zufrieden mit sich selbst, wie der Mönch Olaus. Er war mit den Uebrigen vor dem Sarg auf die Knie gefallen und hatte schon ein Dankgebet an die neue Heilige begonnen, als er auf den Gedanken kam, daß er unter der ganzen großen hier versammelten Volksmenge wahrscheinlich der einzige sei, der Rom und den heiligen Vater zweimal gesehen habe. — „Ich muß doch ein ungewöhnlicher Mensch sein" — dachte er — „weil ich so viel Gnade bei der Mutter Gottes gefunden habe, daß sie mich von zwei so langen und gefährlichen Reisen hat unbeschädigt zurückkehren lassen. Weder Hunger, noch Nachtwachen, weder

*) Magnus stammte aus der Familie Brahe und war mit Birgitta nahe verwandt; er opferte für deren Heiligsprechung viel Zeit und Geld, und man behauptet, daß er die ungeheuern Kosten der Heiligsprechung in Rom bestritten und deshalb seine Erbgüter in Schweden verkauft habe.

Land- noch Seeräuber haben meine Kräfte zu untergraben vermocht. Ich bin und bleibe stets derselbe. Wahrhaftig, ich glaube, daß ich gleich vom Anfang an für etwas Großes in der Welt bestimmt gewesen bin!" —

So wohlthätig diese Zufriedenheit mit sich selbst auf seine eigne Gemüthsruhe wirkte, so wurde sie doch gleich darauf durch einen wohl angebrachten Knuff in die Seite unterbrochen, den ihm ein anderer Mönch versetzte, der durch Olaus' halblaut gesprochene Lobrede auf sich selbst in seiner Andacht gestört wurde. Der arme Koch nahm diese Zurechtweisung mit stoischer Ruhe auf und stieß nur einen einzigen tiefen Seufzer darüber aus, daß er in dem Erguß seines Selbstlobes unterbrochen worden war. Er fügte sich jedoch dem Unvermeidlichen und schwieg während des übrigen Theils der Ceremonie in der Kirche.

Da nach dem Ende der Messe der Tag schon zu weit vorgerückt war, um die Reise nach Wadstein fortzusetzen, so blieb Ingegerd während der Nacht in Söderköping. Während dieser Zeit blieb der Sarg in der Kirche stehen und wurde ununterbrochen von Priestern bewacht, die von Zeit zu

Zeit Gesänge zu Ehren der Heiligen anstimmten. Hunderte von Lichtern brannten die ganze Nacht hindurch um den Sarg und wohlriechendes Räucherwerk wirbelte überall in der Kirche blaue Wölkchen empor. Dabei fand ein fortwährender Zuauf von Menschen statt, die den heiligen Sarg zu sehen wünschten, der die irdischen Ueberreste Birgitta's umschloß. Hier, wie früher in Rom bei ihrem Tode, glaubte mancher fromme Christ durch die bloße Berührung des Sarges sich von Krankheiten oder andern Uebeln zu heilen und die Priester vermochten nur mit Mühe die andrängende Menge von dem heiligen Sarge abzuhalten.

Als der Morgen graute, traten die Personen in die Kirche, welche den Leichnam der Heiligen nach Wadstein tragen sollten. Der Jubel und das Gedränge wurde nun größer als je. Alle wollten den Sarg sehen, so lange er noch hier war; und als derselbe hinausgetragen wurde, drängte sich das Volk dermaßen durch die Thür, daß mancher für seine ganze Lebenszeit ein blutiges Andenken an diese Morgenstunde bekam.

Die Reise nach Wadstein ging langsam, allein sie erreichte endlich wie alles Andere ihr Ende.

Kaum zeigten sich die wohlbekannten Klostermauern in einiger Entfernung, so kam den Reisenden eine Schaar von Mönchen und Nonnen entgegen. Die graue Kleidung derselben zeigte hinreichend, daß sie dem Kloster Wadstein angehörten, welches sich jetzt öffnete, um den Sarg der Heiligen aufzunehmen. Sie nahten sich, um die neue Heilige zu bewillkommnen.

An der Spitze dieser Schaar ging Sten Ingvarsson. Er, der früher ein Schmuck der Ritterschaft gewesen war und sich mit Recht seiner geraden Haltung und seines schönen Wuchses rühmen konnte, war vor der Zeit ein Greis geworden. Das vergangene Jahr hatte eine merkliche Veränderung an ihm vorgenommen. Sein Schritt war wankend, seine Hand zitterte convulsivisch, sein lockiges braunes Haar war ergraut und schlicht geworden, seine Augen waren halb erloschen und tief in den Kopf gesunken, seine Brust athmete schwer bei jedem Athemzug. Es war nicht schwer zu erkennen, daß der Unglückliche von einem innern Leiden verzehrt wurde, das seinen sonst so starken Körper untergrub; allein noch Niemand hatte entdeckt, daß dieses Leiden kein körperliches, sondern eine reine

Geisteskrankheit war. Um dieß deutlich zu machen, müssen wir bis zu der Zeit zurückkehren, in welcher Ingegerd und ihre Begleiter die Reise nach Rom unternahmen.

Von der Stunde an, in welcher Sten entdeckt hatte, daß er Elisif wirklich liebte, war seine Ruhe für immer gewichen. Er machte zwar anfangs einen schwachen Versuch, diese Flammen zu unterdrücken, die mit jedem Tage weiter um sich griff; allein die nähere Berührung, in die er mit Elisif kam, als er sie nach Bernhards Flucht ins Kloster zurückbrachte, vereitelte jeden seiner guten Vorsätze, sie aus seinem Herzen zu verbannen. In Wadstein fand er später zwar nicht oft Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, und noch weniger suchte er mit ihr zusammen zu treffen; aber er wußte doch, daß sie innerhalb derselben Mauern mit ihm wohnte, daß sie dieselbe Luft mit ihm athmete. Nie war ihm ein Wort entschlüpft, das ihr den Zustand seines Herzens hätte entdecken können. Er fühlte das Vergebliche seiner Liebe gar zu gut und hielt dieselbe sogar für sündhaft; auch hoffte er nicht, daß Elisif seine Gefühle würde theilen können, denn sie durfte es ja nicht, ohne ihre Klostergelübde zu bre=

chen. Er faßte deshalb den festen Entschluß, sie in völliger Unkenntniß der Liebe zu lassen, die er für für seine Lebenszeit in seiner Brust verbergen mußte; so war er wenigstens gewiß, sich ihre Achtung zu bewahren, die er durch die Eröffnung seiner Leidenschaft nothwendig verlieren mußte.

Es war jedoch keine leichte Aufgabe für ihn, längere Zeit hindurch die dem wahren Klostergeistlichen ziemende Ruhe, die ihm im Herzen fehlte, auf seinem Gesicht zu zeigen. Er versäumte seine Andachtsübungen nie und ermüdete nicht in seinem Eifer für das Beste des Klosters; aber er war stets düster und verschlossen in Gegenwart der anderen Mönche, die den wahren Grund seiner Gemüthsstimmung nicht ahnten und seine düstere Stimmung für Herzensunruhe hielten. Da sie ihn dieser christlichen Zerknirschung wegen nicht mißachten konnten, so wagten sie kein Mißvergnügen darüber zu äußern; aber insgeheim hegten sie einen Groll gegen ihn, der über kurz oder lang ausbrechen mußte.

Seine stille Zelle war der einzige Ort, an welchem er sich wahrhaft ruhig und glücklich fühlte.

Dort konnte er sich ungestört dem freien Lauf seiner Gedanken überlassen, dort brauchte er seiner Zunge keine Fesseln anzulegen und seinem Gesicht keinen andern Ausdruck aufzuzwingen, als den, der die Gefühle seines Herzens wiederspiegelte, dort konnte er ohne Besorgniß der Entdeckung seinem gepreßten Herzen Luft machen, und manchmal vergoß er bei dem Gedanken, was er war und was er sein konnte, eine bittere Thräne. Wie oft saß er des Nachts, den Kopf auf die Hand gelehnt, und starrte wild in die vor ihm stehende matte Lampe! Er hatte blos einen einzigen Gedanken.

Diese qualvollen Nachtwachen mußten jedoch auf die Länge seine Gesundheit zerstören. Seine Kräfte nahmen merklich ab und seine Wangen färbten sich mit einer gelblichen Blässe. Allein er blieb fortwährend in allen seinen klösterlichen Verrichtungen derselbe eifrige Mönch. Erst nach Elisifs Abreise nach Rom änderte er sich auch in dieser Hinsicht. Mehrere Wochen lang gab er sich für krank aus und hütete das Bett. Als er wieder genesen war, verließ er seine Zelle nicht anders, als wenn ihn die gewöhnlichen Andachtsübungen in die Kirche riefen. Und wenn der schöne

Klostergarten während der warmen Jahreszeit die übrigen Bewohner des Klosters hinaus lockte, so blieb er in seiner Zelle und schien blos für die Ruhe und Einsamkeit zu leben, die er darin fand.

Die Nachricht von Elisifs nahe bevorstehender Rückkunft erfreute ihn und warf einen schwachen Schimmer des Glücks in sein düsteres Gemüth; allein auch diese Freude wirkte nicht mehr wie früher auf ihn. Sie glich der hellen, aber kurzen Flamme, die ein verlöschendes Licht verbreitet, ehe es erlischt. Auf eine kurze Zeit fühlte er sich glücklich und freute sich des bevorstehenden Wiedersehens; er stellte sich sogar die Möglichkeit vor, daß Elisif eine mitleidige Thräne vergießen würde, wenn sie die Veränderung sähe, die inzwischen mit ihm vorgegangen war. Allein sein geschwächter Körper erinnerte ihn sehr bald durch wiederkehrende Krämpfe und darauf folgende größere Schwäche, daß es für ihn keine Freude mehr in diesem Leben gab. Bald fiel er auch in seine frühere Düsterheit zurück, und wäre er nicht von den übrigen Mönchen aufgefordert worden, sie beim Einholen des Sarges der heiligen Birgitta zu begleiten, so würde er in seiner Unkenntniß dessen, was an diesem Tage im Kloster

vorging, in der Einsamkeit seiner Zelle die Heilige, das Kloster und die ganze Welt vergessen haben.

In der Kirche versammelte sich das ganze Klosterpersonal, um von da aus in Prozession der Heiligen entgegen zu gehen; auch Sten fand sich daselbst ein, obwohl er auf keine Weise an den Vorbereitungen theilzunehmen schien, die man zur Empfangnahme des heiligen Leichnams daselbst machte.

Der übrige Theil der Kirche war von Landleuten angefüllt, die dahin geströmt waren, um bei dem bevorstehenden Fest gegenwärtig zu sein, vielleicht auch in der Hoffnung, Zeugen irgend eines Wunders zu werden, das die heilige Birgitta bei der Ankunft in ihrem eignen Kloster etwa verrichten würde.

Auch der alte Bauer Lars war mit seiner alten Mutter hierhergereist. Sie standen sämmtlich neben einander in der Kirche und erwarteten ungeduldig den Anfang der Feierlichkeit. Kaum war Sten durch durch die Thür des Tempels getreten, so erkannte ihn Brita und flüsterte ihrem Manne zu: — „Sieh, Vater, dort kommt der Ritter!“ —

— „Nenne ihn nur nicht mehr Ritter“ —

erwiederte Lars. — „Siehst Du nicht, daß er ein geistlicher Herr geworden ist?“ —

— „Weißt Du wohl, Lars, daß er uns sehr viel Uebles gethan hat, ohne es zu wollen“ — fuhr Brita fort, indem sie schmerzerfüllt an ihren dahingegangenen geliebten Sohn dachte.

— „Freilich hat er das, der Unglückliche; allein das dürfen wir ihm nicht zur Last legen, denn es lag nicht in seiner Absicht, uns unsern Olof zu rauben. Nein, nein! Es war Gottes Wille, daß es so kommen sollte, und wir müssen unsere Häupter demüthig vor der höhern Macht beugen, welche die Welt regiert.“ —

Einigermaßen getröstet durch diese Worte ihres Mannes, versetzte Brita: — „Rede ihn doch an, lieber Vater, er sieht so traurig aus, gewiß ist er sehr unglücklich.“ —

Lars that gern Alles, was seine Frau wünschte; und als Sten in demselben Augenblick bei ihnen vorüber ging, grüßte er ihn freundlich und sprach:

— „Gottes Frieden mit Euch, ehrwürdiger Vater!“ —

— Sten erhob die Augen nicht von der Erde, aber er streckte seine rechte Hand gegen den Sprechenden

aus, als ob er ihm seinen Segen geben wollte, und setzte dann seinen Gang nach dem Hochaltar ruhig fort. —

— „Habt Ihr mich denn ganz vergessen?" — fragte der Bauer, indem er Sten dadurch aufhielt, daß er sanft einen Zipfel seiner Mönchskutte faßte.

Sten blickte nun Lars verwundert an und schien sich einige Augenblicke zu besinnen, wer der Mann war, der ihn anredete. Endlich erinnerte er sich des Gesichts des Alten und sprach in zerknirschtem Ton: — „Bist Du es, mein alter Freund? — Kommst Du, um Denjenigen zu verwünschen, der Schuld daran war, daß Dein einziger Sohn das Vaterhaus verließ? — O habe Mitleid mit mir! Ich bin ohnehin schon unglücklich genug und trage den Tod in meinem Herzen!" —

— Beruhigt Euch, ehrwürdiger Vater!" — erwiederte Lars, indem er die Hand des Mönchs ergriff. — „Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, durch Vorwürfe den Schmerz in einer Brust zu vermehren, in welcher — nach Euerm Aeußern zu urtheilen — keine Freude zu wohnen

scheint. Was geschehen ist, war Gottes Wille; Du warst blos ein Werkzeug in der Hand des Himmels. Gern verzeih ich" — — —

— „Nein, verzeihen kannst Du nicht" — unterbrach ihn Sten mit Wärme. — „Schildere mich mit so milden Farben, wie Du willst, ich bleibe doch stets der Mörder Deines Sohnes. Es war meine leichtsinnige Wette in Stockholm, die mich in seinen Weg warf. Wäre diese Wette nicht geschehen, so wärest Du jetzt nicht kinderlos. Nein, ich verdiene keine Vergebung; verschone mich nur mit Vorwürfen, die ich — ich fühle es — nicht würde tragen können." —

— „Ich bin nicht hierher gekommen, um zu strafen" — versetzte Lars mit zunehmender Rührung — „auch kommt uns schwachen Menschen dieß gar nicht zu. Sieh mich an, findest Du in meinem Gesicht Etwas, das einen Vorwurf ausdrückt? — Oder verrathen vielleicht die Thränen welche in den Augen meiner Brita glänzen, Gehässigkeit gegen Dich? Und glaubst Du nicht, daß die steinalte Frau hier an meiner Seite in Allem, was auf Erden geschieht, den Finger Gottes erblickt? — Die Vergangenheit sei also ver-

gessen! — Aber was fehlt Euch, ehrwürdiger Vater? — Ihr kommt mir krank und niedergeschlagen vor. Sprecht, verhält es sich wirklich so oder täuschen mich meine Augen? Kann ich Euch in irgend einer Art zu Diensten sein, so laßt michs wissen. Ich habe zwar im letzten Jahre durch die Plünderungen der im ganzen Land herumstreifenden Deutschen viel verloren; aber mein Hof steht noch auf demselben Fleck, wie früher, und Freunde und Gesinde habe ich auch noch." —

Sten war ganz überrascht durch diese unerwartete Freundlichkeit eines Mannes, den er durch seine Unbesonnenheit tief verletzt zu haben glaubte. Er hatte sich noch nicht von seiner Ueberraschung erholt, als sich die Procession in Bewegung setzte und er von den übrigen Mönchen in ihre Reihen gezogen wurde. Er konnte nur noch einen dankbaren Blick auf seine zurückbleibenden Freunde werfen und in seinem Innern den Entschluß fassen, nach dem Ende der Feierlichkeit dieselben aufzusuchen und ihnen den innigsten Dank seines Herzens auszusprechen.

Ein Stück Weges über Wadstein hinaus stießen die beiden Processionen auf einander. Mit sehn=

süchtigen Blicken sah sich Sten nach Elisif um. Er fühlte zwar einige Unruhe, als er in dem Zuge der Ankommenden außer Ingegerd keine Nonne weiter bemerkte; aber er tröstete sich damit, daß es bei der dichten Menschenmenge, welche der Sarg der Heiligen umgab, fast unmöglich war, jede einzelne Person genau zu unterscheiden. Er hoffte sie wenigstens beim Eintritt in die Kirche zu sehen, denn er dachte nicht im Entferntesten daran, daß sie die Aebtissin unterwegs verlassen hätte oder daß sie durch irgend einen Unglücksfall außer Stand gesetzt worden sei, die Reliquien der heiligen Birgitta nach dem Kloster Wadstein zu begleiten. Er kehrte also mit den Uebrigen zurück, ohne besondere Angst an den Tag zu legen. Als aber der Zug die Klosterpforte erreichte und daselbst vier Bischöfe den Heiligenschrein den Mönchen, die ihn bis hierher begleitet hatten, abnahmen, um ihn in die Kirche zu tragen, glaubte er Elisif und Katharina unter den Heimkehrenden bestimmt zu vermissen. Es schwindelte vor seinen Augen und er würde sich gern aus der Prozession zurückgezogen haben, wenn dieß des Gedränges halber möglich gewesen wäre. Allein er wurde gegen seinen Willen mit

mit den übrigen Mönchen in die Kirche gedrängt. Das laute Hosiannah, das von allen Lippen ertönte, als der Sarg hineingetragen wurde, machte überdies alle seine Versuche vergebens, Nachricht über die Vermißte zu erhalten. Er sah sich also genöthigt, das Ende der Feierlichkeit geduldig abzuwarten.

Die Ceremonie zog sich indessen so in die Länge, daß die Dämmerung herein brach, ehe alle Messen gelesen waren Während dieser Zeit war der Sarg der heiligen Birgitta auf einen mit rothem Sammet überzognen Katafalk, dicht vor dem Hochaltar gesetzt und mit Wachslichtern und Lampen umgeben worden. Am oberen Ende des Sarges dicht vor dem Altar standen die vier Bischöfe, Ingegerd und Magnus, auf der rechten Seite die Mönche, auf der linken die Nonnen. Der übrige Theil der Kirche war mit Fremden angefüllt, die größtentheils auf den Knien lagen und ihr „**Pater noster**“ murmelten.

Die Messe war so weit vorwärts geschritten, daß die Hostie geweiht werden sollte. Tiefes Stillschweigen herrschte in der von Räucherwerk erfüllten Kirche. Da erschien plötzlich in dem Augen=

blick, in welchem der vor dem Altar fungirende Bischof die Hostie in die Höhe hob, ein kleiner Vogel in der Kirche, flatterte auf dem Sarg herum und nachdem er viele Kreise um den Sarg beschrieben und sich eben so oft darauf niedergesenkt und wieder erhoben hatte, verschwand er hoch oben an der Decke, ohne daß irgend ein Auge entdecken konnte, wohin er seinen Weg genommen hatte.

— „Ein Wunder! Ein Wunder!“ — rief die staunende Volksmasse.

— „Ora pro nobis, sancta Birgitta!“ — riefen die Geistlichen.

— „Was mag dieß wohl bedeuten?“ — fragte ein Bauer seinen Nachbar.

— „Das war wohl ein Wunder, soviel ich weiß“ — entgegnete dieser in seiner Einfalt.

— „Weißt Du nicht, daß es der heilige Geist war, der über dem Sarg der neuen Heiligen schwebte?“ — rief ein fremder Mönch, der sich als Zuschauer unter die Volksmenge gemischt hatte.

— „Ha! Ich dachte nicht, daß ein Wunder so aussähe“ — sagte der Bauer und begann nun seinen Rosenkranz eifriger als jemals abzubeten.

Unter dem Eindruck, den dieses Wunder auf die versammelte Menge machte, endete die Feierlichkeit und die Kirche leerte sich allmählig vom Volk. Das Kloster wurde geschlossen und in der Kirche blieb Niemand zurück, als Ingegerd, die sich vorgenommen hatte, in der ersten Nacht bei dem Heiligenschrein in der Klosterkirche zu wachen.

Vier von der Decke herabhängende Lampen beleuchteten den Sarg und auf dem Hochaltar brannten sechs Kerzen, im Uebrigen war die Kirche dunkel. Ingegerd konnte deshalb nicht bemerken, daß in einem entfernten Winkel, in den kein Lichtschein drang, eine einsame Gestalt zurückgeblieben war, als alle Uebrigen die Kirche verlassen hatten.

Als Alles ruhig und still war, schritt diese Gestalt leise nach dem Hochaltar, immer an den Wänden hin, bis sie den Sarg erreichte, an welchem Ingegerd lag und betete. Erschrocken darüber, daß sie sich nicht allein fand, erhob die Aebtissin sich aus ihrer knieenden Stellung; als sie aber in demselben Augenblick Sten erkannte, fragte sie ihn in einem halb vorwurfsvollen Ton nach der Ursache dieses Besuchs, durch den sie in ihrer Andacht gestört werde.

— „Beantworte mir nur eine einzige Frage" — nahm Sten mit einem hörbaren Zittern der Stimme das Wort.

— „Morgen steht es Dir frei, mich zu fragen, mein Sohn; heute Abend wünsche ich meine Gedanken blos mit geistlichen Dingen zu beschäftigen." —

— „Nein! Jetzt oder nie!" — rief Sten mit einer Heftigkeit, welche geeignet war, die Aebtissin bestürzt zu machen.

Da sie nicht sogleich antwortete, so fuhr er mit immer zunehmender Heftigkeit in Stimme und Gebehrden fort: — „Zwei von den Klosterschwestern begleiteten Dich nach Rom; beide fehlen nun und" — — —

— „Hättest Du den morgenden Tag erwartet" — versetzte die Aebtissin — „so würdest Du ihr Schicksal in Gegenwart aller Bewohner des Klosters erfahren haben. Ich kenne den Grund der Ungeduld nicht, mit der Du sogleich Nachricht über sie verlangst; aber mag er sein, welcher er will, Dein Wunsch soll erfüllt werden." —

Sten's Unruhe wurde mit jedem Augenblick sichtbarer.

— „Also die fromme bußfertige Katharina“ — — —

— „Ist sie todt?“ — fiel ihr Sten ins Wort.

— „Sie ist ermordet!“ — versetzte Ingegerd.

— „Ermordet!“ — rief Sten. — „Und Elisif — — — ist sie auch ermordet?“ —

— „Nein, weit schlimmer!“ —

Bei dieser Antwort drückte Stens Gesicht so viel Entsetzen aus, daß Ingegerd stutzte und sich zurückziehen wollte.

— „Was heißt das? — Kann etwas schlimmer sein, als daß sie ermordet ist? — Sprich! Lebt sie noch?“ —

— „Ja.“ —

— „Sie lebt, und doch hältst Du sie für schlimmer daran, als wenn sie ermordet worden wäre!“ —

— „Sie ist gefangen.“ —

— „Ha! — Und wo?“ —

— „In der Gewalt eines Seeräubers.“ —

— „Sein Name! Sein Name!“ — rief Sten mit einer Wildheit, die an Wahnsinn gränzte

— „Er heißt Bernhard.“ —

— „Der Klosterräuber?“ —

— „Derselbe!“ —

— „Bern—hard“ — murmelte Sten vor sich hin.

Gleichzeitig verzerrten sich alle Muskeln in dem Gesicht des Unglücklichen. Die heftigen Leidenschaften, die so eben noch in seinem lebhaften Blick, in seinem krampfhaft geschlossenen Munde so deutlich zu lesen gewesen waren, schienen wie durch einen Zauberschlag verschwunden und hatten dem Ausdruck vollkommener Gleichgültigkeit Platz gemacht. Seine Augen wurden starr und leblos und mit einem dünnen Flor, wie mit Glas überzogen; die Lippen nahmen eine blauweiße Farbe an und zogen sich bald aufwärts, bald abwärts; in seinen Mundwinkeln zeigte sich ein leichter Schaum, wie man ihn zuweilen bei Personen sieht, die eben erst gestorben sind. Um die Schläfe herum schienen sich seine Haare zu sträuben. So stand er da, unbeweglich, mit herabhängenden Armen, ohne Leben, wie eine Bildsäule. Und in der That war er auch ohne Leben, denn das Leben des Verstandes hatte ihn verlassen. Der Unglückliche war wahnsinnig geworden.

* *
*

Capitel XXX.

Die sterbende Schwester.

Bei dem Schiffbruch war Elisif weit hinaus ins Meer verschlagen worden. Das Schicksal wollte jedoch, daß sie im Weiterschwimmen auf ein ziemlich großes Stück von dem Hintertheil des Schiffes stieß, daß stark genug war, sie über die wogenden Wellen zu tragen. Ohne Schwierigkeit suchte und fand sie hier Rettung vor dem Tode.

Die Planken, auf welche sie sich so unvermuthet versetzt fand, bestanden hauptsächlich aus dem oberen Theil des hinteren Schiffspiegels. Dieser letztere war nach der Sitte damaliger Zeit sehr scharf und schmal und mit einem Drachenkopf geziert, aus dessen offnem Rachen die Zunge heraushing. Ein ähnliches hölzernes Schnitzwerk hatte

sich auch am Vordertheil des Schiffs befunden und dem Fahrzeug den Namen des „Drachen" verschafft.

Von diesem verhältnißmäßig sichern, wenn auch seiner Härte und Schärfe halber sehr unbequemen Platz aus konnte Elisif dem Schrecken des Schiffbruchs zusehen. Ueberall, wohin ihr Auge reichte, erblickte sie Trümmer des Fahrzeugs und zwischen denselben hier und da schwimmende Menschenkörper, die mit den Wogen kämpften, um irgend einen losgerissenen Theil des Schiffs ergreifen zu können. Sie sah, wie mehr als eines dieser unglücklichen Geschöpfe nach langem Kampfe zwischen Leben und Tod vor Ermattung diesen Kampf aufgab und in die Tiefe des Meeres hinab sank. Täuschte die Phantasie ihr Ohr nicht, so hörte sie dann und wann auch das verzweifelnde Geschrei dieser mit dem Tod ringenden Unglücklichen; und das darauf folgende Schweigen gab ihr nur allzu deutlich zu erkennen, wenn die Kämpfer ihren Kampf aufgegeben hatten und eine Beute des Meeres geworden waren.

Bald war sie allein noch übrig von allen den Menschen, welche sich bei dem Unglücksfall an

Bord des Drachens befunden hatten. Die Nacht brach herein, und noch immer schaukelte sie auf den erzürnten Meereswellen, ohne alle Aussicht, bald irgend einen ersehnten Hafen zu erreichen. Für den Schiffbrüchigen ist der Tag schon lang genug, aber die Nacht scheint ihm gar kein Ende zu haben. Es reicht da nicht hin, die Stunden zu zählen; jede Sekunde scheint ein langer Abschnitt des Lebens zu sein. Eine solche Nacht vergißt sich nie im Leben!

Gegen Morgen, aber noch vor Anbruch des Tageslichtes, fühlte Elisif, daß ihr gebrechliches Fahrzeug von einem gewaltigen Stoß erschüttert wurde, und gleich darauf fühlte sie sich von der Planke, der sie ihre Rettung zu verdanken hatte, mit Heftigkeit weggerissen. In demselben Augenblicke bemächtigte sich eine Sturzwelle ihrer und warf sie bewußtlos an das in der Nähe befindliche Ufer.

Die Sonne war eben am Horizont emporgestiegen, als einige Fischer sie ohne irgend eine Spur des Lebens auf der sandigen Küste des südlichen Gothland liegen fanden. Sie nahmen sie in ihr Boot und brachten sie nach Wisby, wo sie

ihrer Verpflegung halber in ein Nonnenkloster gebracht wurde.

Dort kehrte sie zwar bald zum Bewußtsein zurück, aber sie klagte sehr über Kopf und Brust, obgleich eine genaue Untersuchung ihres Körpers zeigte, daß kein Theil desselben verletzt war. Die Heilkunst war damals vorzugsweise im Besitz der Geistlichen und noch viel zu wenig ausgebildet, um die inneren Schäden im menschlichen Körper zu entdecken, die dem Auge nicht sichtbar waren. In der Regel wurden einige einfache Arzneien verschrieben, wie sie noch jetzt auf dem Lande in Schweden unter dem Namen Hausmittel gebräuchlich sind; machte die Krankheit demungeachtet Fortschritte, so wurde sie gewöhnlich für unheilbar erklärt.

Dieß war auch der Fall bei Elisif, nachdem man ihr mehrere Heilmittel gegeben hatte, die keine Wirkung äußerten. Anfangs glaubte man an den Einfluß böser Geister und suchte die Macht derselben durch Beschwörungen zu vernichten. Als aber auch dadurch keine Besserung herbeigeführt wurde, die Kranke vielmehr ununterbrochen fortfuhr, über Schmerzen zu klagen und zu jammern, erklärten die in der Heilkunst Erfahrnen, daß hier alle Hülfe

vergeblich sei und die Krankheit in jedem Fall den Tod mit sich bringen werde. Elisif selbst war auch davon überzeugt, daß ihre letzte Stunde nahe sei, und zeigte sich keineswegs traurig darüber; — „denn" — sagte sie — „meine Tage sind unruhig genug gewesen, und lieber will ich sterben, als solche Zeiten wieder erleben." —

Der alte Bischof Nils in Linköping, der damals gerade in Wisby war, eilte bei der ersten Nachricht von ihrer wunderbaren Rettung herbei, um ihr die Tröstungen zu spenden, welche die Religion Sterbenden einzuflößen vermag. Mit Rührung lauschte sie den Worten der heiligen Gotteslehre und war dankbar für die Gnade, die ihr wiederfuhr; aber ihr ganzes innigstes Sehnen war nach Wadstein gerichtet. — „Dort will ich sterben" — sprach sie — „dort will ich mit Gottes überschwenglicher Gnade mein Gelübde vollenden." —

— „Es freut mich, meine Tochter" — sprach der Bischof — „Dich auf Dein Scheiden von dieser Erde so wohl vorbereitet zu finden; aber noch kann Dir mancher Lebenstag vergönnt sein. Deine Krankheit ist eine Folge der heftigen Gemüthsbe-

wegung, in welche Dich die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden versetzt haben. Die Ruhe des Klosters wird Alles wieder ins vorige Gleis bringen und Dir die Seelenruhe zurückgeben, welche Dir jetzt fehlt.“ —

— „Meine Krankheit kann nur im Jenseits geheilt werden“ — entgegnete Elisif, indem sie bedenklich den Kopf schüttelte „und Dank sei der Vorsehung, daß sie unheilbar ist, denn groß ist mein Kummer hier auf Erden gewesen, obwohl meine Tage leicht zu zählen sind.“ —

Der Bischof Nils fühlte tief die Wahrheit ihrer Worte und antwortete nicht; aber insgeheim entschloß er sich, sobald als möglich mit ihr nach Wadstein zu reisen, damit sie wenigstens in ihrer lieben Heimath und in der Mitte der übrigen Klosterschwestern sterben könne, die ein so reines und unschuldiges Herz, wie das ihre, zu würdigen wußten. —

Mit aller nur möglichen Schnelligkeit wurde diese Reise unternommen; allein demungeachtet dauerte es mehrere Wochen, ehe die Reisenden Wadstein erblickten. Während dieser Zeit verschlimmerte sich der Zustand Elisifs auf eine Weise, die

den weichherzigen Bischof Nils sehr bekümmerte. Ihre Schmerzen dauerten mit ganz geringen Unterbrechungen fort und sie schien denselben bei mehreren Gelegenheiten fast zu erliegen. Ihre Kräfte wollten nicht mehr ausreichen, so daß sie sich nur mit der allergrößten Mühe zu Pferde erhalten konnte und im Kloster in einem Zustand anlangte, der in der Aebtissin und in den übrigen Nonnen ernstliche Unruhe erregte.

Die Ueberraschung und Freude, welche die erste Nachricht von ihrer Ankunft hervorbrachte, verwandelte sich bald in bittere Sorge, als sie das gelbbleiche Gesicht der armen Kranken sahen und ihre halbunterdrückten Jammertöne hörten.

Mit der größten Vorsicht wurde sie vom Pferd gehoben, und ins Kloster getragen, um dort alle Pflege und Sorgfalt zu genießen, welche die zärtlichste Liebe und Freundschaft darbieten kann. Man wetteiferte darum, sie zu pflegen, und als der Abend kam, standen alle Nonnen vor ihrer engen Zelle, um während der Nacht bei ihr zu wachen. Das milde und sanfte Wesen, durch welches sich Elisif stets auszeichnete, hatte ihr in allen Bewohnern des Klosters Freunde gemacht, die jetzt, da die

Stunde des Kummers geschlagen hatte, als willkommene und liebe Gäste an ihrem Lager standen. Zwar erhielten nicht alle Nonnen Gelegenheit, ihr durch die That zu beweisen, was sie im Herzen für sie fühlten; aber in Aller Blicken konnte Elisif Theilnahme und Freundlichkeit lesen.

Die jüngsten Schwestern, die mit ihr zusammen im Kloster aufgewachsen waren, sowie die älteren, welche sie erzogen hatten, strebten nur nach dem einen Ziel: — ihr die letzten Stunden so angenehm als möglich zu machen. Sogar die Aebtissin vergaß ihre strenge Natur und saß manche Stunde über die Kranke hingebeugt, um ihre glühendheißen Schläfe zu kühlen und ihr durch Worte der Religion Trost und Linderung zu gewähren.

Bei ihrer Ankunft im Kloster äußerte Elisif freudig gegen die Umstehenden: — „Hier habe ich gelobt zu sterben, und dieß wird vor Verlauf zweier Tage in Erfüllung gehen.“ —

Von dieser Zeit an sprach sie im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden fast kein Wort. Wie in einer Art von Betäubung lag sie da, nur zuweilen durch Schmerzen aufgeweckt, die immer

heftiger wurden, ihre Stirn mit kaltem Schweiß bedeckten und manchen Klageton auf ihre trocknen Lippen lockten. Sie wußte genau, was innerhalb ihrer Zelle geschah oder gesprochen wurde, aber es schien, als ob sie nicht die Kraft besäße, ihre Gefühle auszusprechen. Ein dankbarer Blick war Alles, wodurch sie während dieser vierundzwanzig Stunden ihren umherstehenden Freunden die Dankbarkeit ausdrücken konnte, welche sie fühlte.

Am folgenden Tage dagegen schien ein neues Stadium der Krankheit eingetreten zu sein. Elisif erhielt die Fähigkeit zu sprechen zurück, und damit schienen sich auch gleichzeitig ihre Kräfte wieder zu beleben. Ueber ihre Augen verbreitete sich ein ungewöhnlich heller Schein, ihre Wangen färbten sich wieder mit der Röthe der Gesundheit, ihre blauen Lippen wurden wieder hellroth.

Die Anwesenden glaubten aus dieser Veränderung schließen zu dürfen, daß die Krankheit gebrochen sei und Elisif gerettet werden könne. Sie wußten nicht, daß die Lebensflamme fast jedesmal neu aufflackert, ehe sie für immer erlischt; sie wußten nicht, daß jede plötzliche Veränderung, die sich in dem Zustand eines Kranken ereignet, für den

aufmerksamen Beobachter eben so viel Veranlassung zu Besorgnissen, wie zur Freude giebt. Es ist gewissermaßen der Abschied des Lebens, gleichsam eine Ermahnung an den sterbenden Menschen dieser Erde und seinen Lieben Lebewohl zu sagen, und an die Zurückbleibenden, die Hand des Theuern noch einmal zu drücken, bevor sie kalt wie Marmor wird. Aus diesem Grunde geschieht es auch sehr oft, daß kurz vor dem Tode die Schmerzen ganz aufhören oder sich vermindern, die Besinnung zurückkehrt, die starren Augen ihre Sehkraft wieder erhalten und alle Kräfte des Lebens von Neuem wieder zur Genesung zu erwachen scheinen. Der Kranke fühlt sich sodann um vieles besser, seine Gedanken sind geordneter, seine Leiden erträglicher. Man hofft so gern im Leben und zieht aus dem kleinsten Lichtstrahl fröhliche Hoffnungen. Allein diese aufflackernde Flamme ist eine trügerische Hoffnung; meist ist sie nur ein Zeichen des herannahenden Todes.

So war es auch bei Elisif.

— „Ich fühle mich heute um vieles besser" — sagte sie zu Ingegerd. — „Es kommt mir fast vor, als ob Alles, was mit mir vorgegangen ist,

meine Leiden, mein Kummer, meine unglücklichen Schicksale, nur ein Traum gewesen wären, aus dem ich eben erwacht bin und der nur nebelhafte Gestalten der Leiden, des Kummers und des Unglücks in meiner Erinnerung zurückgelassen hat, Ist das der Tod, so ist es wahrhaftig süß, zu sterben!" —

— „Nein meine Tochter" — versetzte Ingegerd, durch Elisifs scheinbare Besserung getäuscht. — „Es ist das Leben, das von Neuem in Dir aufflammt. Noch wird Dir mit dem Beistand der heiligen Jungfrau mancher Lebenstag vergönnt sein." —

— „Ich schmeichle mir nicht länger damit, Mutter, daß meine Gesundheit wiederkehrt" — entgegnete die Kranke — „und was ist das Leben ohne Gesundheit? — Nur ein dahin fahrender Schatten, wenn auch in seiner schönsten Gestalt, ist dieses kurze Dasein, dessen hellen Morgen ich mit den freudigsten Hoffnungen begrüßte, die nie in Erfüllung gegangen sind. In einer solchen Welt, so voll von Dornen, in welcher unsere besten Werke mit uns sterben und die Zeit sehr bald die Denkzeichen zerstört, die wir vermessen zu unserm

Gedächtniß legen, warum strebt da der eitle Mensch darnach, einen Lebensfaden auszuspinnen, der so wenig Genuß verspricht und je länger er wird, nur desto mehr Schmerzen giebt?" —

— „Es freut mich innig, Dich in dieser Gemüthsstimmung zu finden, Elisif" — sagte Ingegerd — „und die Wahrheit zu sagen, ich erwartete dieß. Ich habe Dich seit Deinen Kinderjahren gekannt; ich habe mit Aufmerksamkeit Deine Schritte begleitet, bis Du selbst über Dich zu urtheilen im Stande warest. Der Saamen, den ich in Deine junge Brust streute, hat die segensreichen Früchte getragen, die ich wünschte. — Du zogst die Ruhe des Klosterlebens den geräuschvollen Vergnügungen der Welt vor. Wundre Dich nicht, daß meine Freude darüber mit einem Gefühl des Stolzes vermischt war. Ich glaubte ein gutes Werk gethan und eine schöne Seele für den Himmel gerettet zu haben; und noch in dieser Stunde freue ich mich in meinem Innersten über die Seligkeit, die Dich eines Tages in den heiligen Wohnungen des Paradieses erwarten wird; aber — ich bekenne es — Dein schneller Weggang aus der Zeit in die Ewigkeit stimmt nicht mit den Berech-

nungen überein, die ich in meiner Schwachheit gemacht hatte. In Dir, meine Tochter, sah ich stets meine künftige Nachfolgerin auf dem Platze, den ich im Kloster inne habe, und mit diesem Gedanken hatte ich mich so vertraut gemacht, daß mir ein anderes Verhältniß fast gar nicht denkbar ist. Ich sehe recht wohl ein, daß es sündig ist, sich so fest an dergleichen irdische Pläne zu heften, und daß die Strafe, die mich dafür trifft, eine gerechte und wohlverdiente ist; allein wenn unsere heilige Mutter eine Entschuldigung annimmt, so wird sie meine Entschuldigung gelten lassen, daß ich diese vergeblichen Berechnungen lediglich zum Besten unsers Klosters gemacht habe. Dein Wille, mein Gott, nicht der meinige, geschehe!" — —

— „Habe Dank für die Sorgfalt, die Du mir während meines ganzen verflossenen Lebens erwiesen hast" — versetzte Elisif, während sie die Hand der Aebtissin ehrfurchtsvoll an ihre Lippen drückte. — „Ich verlor meine geliebte Mutter schon in meiner frühesten Jugend; Du bist mir seitdem Alles gewesen, was mir eine Mutter hätte sein können. Laß nun auch Deine Tochter mit Segnungen über Dich auf ihren Lippen in Deinen

Mutterarmen still und ruhig in den letzten langen Schlaf hinüber schlummern.“ —

Ingegerd weinte bitterlich nnd drückte die Kranke an ihre Brust. Sie konnte sich jedoch den Gedanken noch immer nicht denken, daß Elisifs Hinscheiden so nahe bevorstehe, und wollte noch immer ihre Hoffnung nicht aufgeben, wie schwach dieselbe auch sein mochte. Als sie aber zufälliger Weise ihre Hand auf Elisifs Stirn legte und dieselbe kalt wie Eis fand, zog sie erschrocken ihre Hand zurück und zitterte in ihrem Innern über die entsetzliche Wirklichkeit, die ihr nun klar zu werden begann.

— „Hast Du viel Schmerzen, meine Tochter?“ — fragte sie nach einem kurzen Schweigen in der Hoffnung, daß die Antwort die düsteren Wolken verscheuchen sollte, die ihr mit dem Tod ihres Lieblings drohten.

— „Die Schmerzen sind ganz verschwunden und haben nur eine ungewöhnliche Mattigkeit zurückgelassen“ — versetzte Elisif mit immer schwächer werdender Stimme.

— „Einige Stunden der Ruhe werden Dir schon die verlornen Kräfte wieder geben" — wandte Ingegerd ein.

— „Sprich nicht so, Mutter; es ist blos die ewige Ruhe, die mich erwartet" — sprach die Kranke.

Ein Schweigen von zehn Minuten folgte dieser Aeußerung.

— „Wie spät ist es an der Zeit?" — fragte dann Elisif.

— „Mitternacht ist nahe" — anwortete ihr die Aebtissin.

Die Kranke schien mit dieser Antwort zufrieden zu sein und wandte ihr Gesicht nach der Wand, als ob sie schlafen wollte. Ingegerd saß an ihrer Seite und lauschte ruhig ihren schweren Athemzügen.

Nach einer Stunde fragte Elisif wieder, wie spät es an der Zeit sei, und als sie wieder Antwort darauf erhalten hatte, machte sie wieder dieselbe Bewegung nach der Wand, als ob sie ihren Wunsch ausdrücken wollte, ruhig dazuliegen. Noch zwei Mal während der Nacht that sie dieselbe Frage, und als sie endlich die Antwort erhielt, daß

die Morgenstunde nahe sei, sprach sie den Wunsch aus, Abschied von allen Schwestern und Brüdern im Kloster zu nehmen; — „denn auch für mich“ — setzte sie hinzu — „bricht bald der ewige Morgen an.“ —

Ingegerd beeilte sich, diesen Wunsch zu erfüllen, und bald waren alle Einwohner des Klosters versammelt, um Abschied von der Sterbenden zu nehmen. Eines nach dem andern wurde in die enge Zelle gelassen und erhielt Zutritt zu ihrem Bett, auf dem sie in ihrem vollen Anzug als Nonne mit dem Rosenkranz in der einen und einem kleinen schwarzen Kruzifix in der andern Hand lag. Neben ihrem Bett stand die Aebtissin, ihre Arme auf der Brust gekreuzt und halblaute Gebete murmelnd, die nicht selten durch erstickte Seufzer unterbrochen wurden. Eine einzige, von der Decke herabhängende Lampe beleuchtete diese Sterbescene und warf einen düstern Schein über die noch immer schöne, obschon sehr bleiche, junge Nonne, die für jeden der Eintretenden ein freundliches Wort hatte. Alle erinnerte sie an Dienste, welche sie ihr geleistet hatten und für welche sie ihnen jetzt innig dankte.

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in diesem Abschied von einem so guten, zärtlichen und liebevollen Wesen, wie sie eines war. Auch verließ Niemand ihr Sterbebett ohne Thränen. Draußen auf dem Korridor fielen alle Mönche und Nonnen auf ihre Kniee und blieben in dieser Stellung, so lange Elisif noch am Leben war.

Als die Klosterbewohner fast alle Abschied von ihr genommen hatten, zeigte sie Symptome von Unruhe; und als der Beichtvater Magnus, der zuletzt eintrat, sich ihrem Bett näherte, überflog eine schnelle Röthe ihr Gesicht.

— „Ich vermisse noch einen von den Brüdern" — sprach sie zu Ingegerd.

— „Du meinst vermuthlich Sten" — erwiederte die Aebtissin verlegen, denn sie wollte die letzten Stunden der Sterbenden nicht gern durch eine Erzählung des Unglücks verbittern, das ihn betroffen hatte.

— „Er ist krank und kann nicht hierher kommen." — sagte sie endlich.

— „Auch er krank!" — rief Elisif sichtbar überrascht. — „Ich beschwöre Dich, Mutter, laß

ihn hierher bringen, wenn es möglich ist. Ich habe einen besonderen Auftrag für ihn." —

Ingegerd wußte nicht, was sie ihr darauf sagen sollte; allein Magnus nahm an ihrer Stelle das Wort und sagte: — „Sten ist geisteskrank. Du kannst ihm also keinen Auftrag geben, den er verstünde." —

Bei diesen Worten faltete Elisif ihre Hände und man sah an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie leise für den Unglücklichen betete, der zum Leben verurtheilt war, obgleich er das höchste Gut des Lebens verloren hatte.

— „Führt ihn nur zu mir!" — sagte sie endlich. — „Vielleicht versteht er mich. Ich kann nicht sterben, bevor ich ihm nicht Lebewohl gesagt habe." —

Magnus wagte sich ihrem Wunsch nicht länger zu wiedersetzen und befahl einigen Mönchen Sten in den alten Ruinen von Waldemarhaus, wohin er sich an jedem Morgen zu begeben pflegte, um den größten Theil des Tages daselbst zuzubringen, unter den Steinhaufen herumwandernd und Aeußerungen über den einzigen Gegenstand, der seine Gedanken — und zwar fortwährend — zu

beschäftigen schien: — über den Klosterraub, vor sich hin murmelnd, aufzusuchen.

Der Befehl wurde vollzogen und nach wenigen Minuten stand Sten in der Zelle der sterbenden Nonne.

Bleich und verwirrt blickte er um sich auf die Gegenstände, die er sich nicht zu erklären vermochte. Seine Lippen bewegten sich zwar, allein die Töne, die aus ihnen hervorgingen, verschwammen in einem dumpfen Gemurmel, das einem leisen Klageruf glich. Seine Augen starrten mit einem fürchterlichen Ausdruck auf ein unbekanntes Etwas, und in seinem ganzen Wesen lag ein solcher Ausdruck von Seelenschmerz, daß auch das Weib in seiner Gegenwart die Furcht vergaß, welche es nach allgemeiner Erfahrung sonst in der Nähe Geisteskranker zu empfinden pflegt.

Elisif betrachtete ihn lange, ehe sie zu sprechen im Stande war. Als sie dann das Wort an ihn richtete, und zwar zunächst mit der Frage, ob er sie kenne, schien er im Anfang bei dem unerwarteten Ton dieser Stimme zu erstaunen; aber seine Augen behielten ihren starren Ausdruck bei

und waren nicht im Stande sich auf irgend einen Gegenstand im Zimmer fest zu richten.

Elisif machte noch einen Versuch, seine Aufmerksamkeit zu erregen, und erinnerte ihn an Alles, was er gethan hatte, um sie aus Bernhards Gewalt zu befreien. Bei dem Namen Bernhard stutzte er und sah sich verwundert um.

— „Wer spricht hier von Bernhard?“ — rief er dann in schneidendem Ton.

Die Sterbende versuchte abermals die Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückzurufen und dadurch seine zerstreuten Gedanken zu sammeln. Und dies gelang ihr wirklich, so unwahrscheinlich es anfangs schien. Er fing an, auf jedes Wort zu achten, was sie sprach; nach einiger Zeit richtete er auch seinen Blick auf sie und verfiel endlich in ein heftiges konvulsivisches Weinen, das sein beklemmtes Herz zu erleichtern schien.

Diesen Augenblick benutzte Elisif.

— „Meine Stunde ist gekommen, von hier zu scheiden“ — sprach sie zu ihm — „aber Dir, meinem Befreier, meinem Freund, habe ich vorher noch einen Auftrag zu ertheilen, den einzigen, der letzten hier auf Erden, dessen treue Ausführung

Du einer sterbenden Schwester versprechen mußt. Mein Vater lebt noch; Du sollst ihm das letzte Lebewohl seiner Tochter überbringen! Sage ihm, daß ich sein Andenken segne und, wenn auch unsichtbar, über sein Alter wachen werde. Sage ihm, daß wenn der Tod ihn einst zur Ruhe ruft, er ein Grab innerhalb der Mauern dieses Klosters an der Seite seiner Tochter suchen soll, die während ihres Lebens so wenig an seiner Seite sein konnte." —

Während sie diese Worte sprach, schien Sten seine ganze Aufmerksamkeit darauf zu richten. Elisif freute sich dieser Veränderung in seinem Zustand und äußerte gegen Ingegerd: — „Nun ist er völlig bei Sinnen, Dank sei unserer heiligen Mutter! Ich fürchte nicht, daß er meinen Gruß an meinen alten Vater vergessen wird." —

Drauf bekreuzte sie sich, führte wiederholt das Krucifix an ihre Lippen und wandte sich wieder nach der Wand. Als Ingegerd dieß gewahrte, glaubte sie, Elisif wünsche ein wenig zu schlummern, und gab deshalb Magnus ein Zeichen, Sten aus der Zelle zu entfernen. Der letztere kniete nämlich, die Arme über die Brust gekreuzt und die Augen auf die Sterbende gerichtet, noch immer unbeweglich auf derselben Stelle, die er bei Elisifs letzten Worten inne gehabt hatte. Jeder Versuch, ihn aus der Zelle zu entfernen, scheiterte jedoch an seinem festen Willen, darin zu bleiben; und Magnus mußte

endlich die Hoffnung aufgeben, ihn gutwillig dazu zu bringen.

Elisif mußte dieß bemerkt haben, denn sie sagte, ohne den Kopf zu wenden, leise zu Ingegerd: — „Mutter! Hindre ihn nicht, in meiner letzten Stunde anwesend zu sein — — ich bitte Dich darum — — hindre ihn nicht!“ —

Ihre Stimme war bei diesen Worten kaum hörbar, aber es lag etwas so unbeschreiblich Liebliches darin, daß Ingegerd sich über Elisif beugte, um sich zu überzeugen, ob ein Mensch oder ein Engel redete. Elisif lebte noch, aber den Lebensfunken, der ihre Seele noch auf der Erde zurückhielt, schien mit Leichtigkeit ein Kind verlöschen zu können. Der Ausdruck in ihren Gesichtszügen war jedoch so ruhig, so himmlisch, so verklärt, daß man glauben konnte, sie genieße bereits die Seligkeit welche ihrer im Jenseits wartete.

Unter dem leisen Hauch: „Frieden“ verließ ihr Geist seine irdische Hülle. — „Frieden!“ — sprach Ingegerd, indem sie ihre Hand auf das Haupt der Todten legte und sie segnete.

— „Frieden!“ — flüsterten Aller Lippen in und außer dem Sterbezimmer. Auch Sten wiederholte leise dieses Wort; aber in demselben Augenblick sanken seine Arme von der Brust herab und sein Haupt neigte sich langsam. Kein Laut ent=

schlüpfte seinem Munde — — — auch er war in ein besseres Land gegangen! — — —

* * *

Hier endet diese auf ein uraltes Volkslied gegründete Erzählung. Es bleibt uns nur noch übrig, die letzten Schicksale der übrigen darin auftretenden Personen kurz zu erwähnen. Von diesen gehören König Albrecht und Königin Margaretha der Geschichte an. Ein eignes Schicksal wollte, daß diese beiden Feinde zusammen aus dem Leben scheiden sollten; beide starben in demselben Jahre, **1412**, weit entfernt von dem Lande, um dessen Thron sie gekämpft hatten.

Von dem Thronfolger des schwedischen Reichs, dem jungen Herzog Erich, dem Sohn des Königs Albrecht, wissen die alten Urkunden wenig zu berichten. Mit dem Fall des Vaters erblich das glänzende Gestirn des Sohnes. Er saß anfangs mit seinem Vater Albrecht in einem Gefängniß und wurde später von Margaretha aus einem Kerker in den andern geschleppt, bis sie ihre Macht im Norden hinlänglich befestigt zu haben glaubte, um weiter keine Furcht vor dem alten Monarchen und dessen Sohn hegen zu müssen. Bei dem Vergleich, der im Jahre **1395** zwischen Margaretha und Albrecht geschlossen wurde, erhielt auch Herzog Erich seine Frei=

heit wieder. Er begab sich nach Gothland und endete daselbst zwei Jahre später sein freudenleeres Leben.

Die Fetalienbrüder, mit denen sich die übriggebliebenen Mützenbrüder vereinigt hatten, fuhren noch lange fort, die schwedischen Küsten zu beunruhigen, und behielten fortwährend ihren eigentlichen Sitz in Gothland. Endlich wurden sie von dieser Insel vertrieben und von da an nur selten in der Geschichte erwähnt

Hans Grönolve und Albrecht Westphahl führten den Auftrag, die von dem holländischen Schiff geraubten Schätze in die Kirche St. Clemens nach Wisby zu bringen, gewissenhaft aus und kehrten dann mit ihrem Fahrzeug zu ihrem Sammelplatz an der südlichen Spitze Gothlands zurück. Das Gerücht verkündete ihnen jedoch bald den Unglücksfall, welcher Bernhard getroffen hatte. Darüber erschrocken hielten sie für räthlich, so schnell als möglich nach Deutschland zurückzukehren, um nicht etwa den rächenden Schweden in die Hände zu fallen. Was weiter mit ihnen geschehen ist, weiß man nicht.

Der brave Bauer Lars erreichte, eben so wie seine Hausfrau, ein hohes Alter; die alte Stina endete ihr Leben erst, als sie volle hundert Jahre alt war. Sie waren zufrieden mit ihem Schicksal, lebten glücklich und dankten Gott inniglich für jede frohe Stunde, welche sie erlebten. Die Erinnerung an Olof und Lena blieb jedoch immer lebendig in ihnen und entpreßte ihren Augen manche Thräne;

allein sie trösteten sich mit dem Gedanken an ein baldiges Wiedersehen ohne Trennung.

Der tapfere Erich Kettilsson, der den König Albrecht und dessen Geschlecht vom schwedischen Thron stürzte, überlebte den Tod seiner unglücklichen Tochter nur wenige Jahre und wurde, nach ihrem, wie nach seinem eignen Wunsch, im Kloster Wadstein begraben. Er war ein redlicher Mann voll glühender Vaterlandsliebe; aber er vergaß während seines thätigen Lebens gar zu sehr, seiner einzigen Tochter die Sorgfalt und Zärtlichkeit zu widmen, die er ihr als Vater widmen sollte und die sie wahrscheinlich von all dem Unglück freigehalten hätte, dem sie nun ihr frühes Grab zu danken hatte.

Der Kanonikus Ulf Olofsson kehrte nach Strengnäs zurück, sobald die Deutschen Stockholm verlassen hatten. Man sagt, er habe den entsetzlichen Mord auf dem Käpplingeholm nie vergessen können. Er war mild von Natur und sprach sich nur ungern hart über seine Nebenmenschen aus; wenn aber Bernhard der Lange erwähnt wurde, äußerte er stets mit großer Heftigkeit: — „Sagt nicht Bernhard der Lange, sagt vielmehr Bernhard der Teufel; denn wahrhaftig, er war der Teufel selbst in Menschengestalt!“

Ingegerd blieb Aebtissin zu Wadstein bis zum Jahre 1412, wo sie ruhig entschlief und in der Klosterkirche begraben wurde. Sie und der Beicht=

vater Magnus trugen viel zu dem großen Ansehen bei, in welchem das Kloster Wadstein stand. Leider dauerte dieses große Ansehen nicht viele Jahre nach ihrem Tod; und heute — — — suchen wir mit Mühe nach einer Spur von dem ganzen Kloster.

Von den späteren Schicksalen des Koches Olaus weiß man weiter nichts, als daß er seinen Beruf in der Küche ununterbrochen pflegte, bis er eines Abends vom Schlage getroffen wurde, während er am Heerd stand und mit der Zubereitung eines leckeren Gerichts für das Klosterpersonal beschäftigt war. Er blieb bis an sein Ende derselbe gutmüthige und geschwätzige Mensch, dem man keine größere Freude machen konnte, als wenn man ihn an seine Reise nach Rom erinnerte. Dann wurde er wie neu belebt und unterließ nie zu sagen: — „Wenn ich nicht gewesen wäre, so würde dieses Kloster nie geworden sein, was es jetzt ist; noch weniger aber wäre die heilige Birgitta eine Heilige. Denn sehet! Als ich den Fuß des heiligen Vaters küßte, fand ich Gnade vor seinen Augen und er dachte bei sich selbst: **Um dieses frommen Pilgers willen will ich Schweden eine Heilige und dem Kloster Wadstein ewigen Ruhm verleihen!**" —

Ende.

Druck von C. H. Voigt in Rochlitz.

Bayerische Staatsbibliothek München

c thann

Eichel, Carl

Kloster Wadstein Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel

Bd.: 3

Leipzig 1849

P.o.germ. 1816 p-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124816-2